

<36620177130016

<36620177130016

Bayer. Staatsbibliothek

Nach Glück!

1.2.3

Roman

von

Friedrich Friedrich.

Erster Band.



Leipzig,

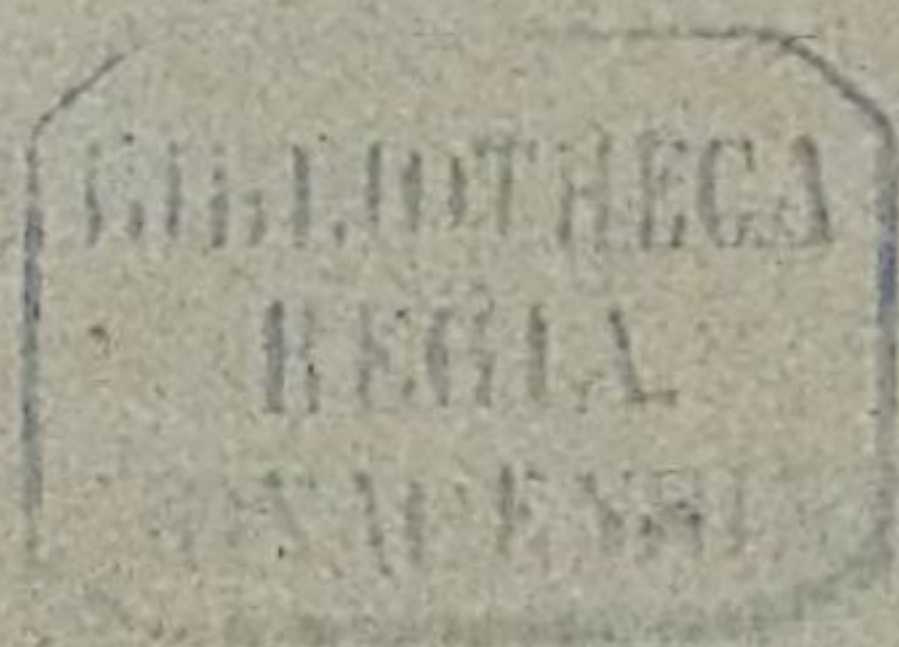
Verlag von Wilhelm Friedrich.

K. H. Hofbuchhändler.

536, J.



3 1/2 211



Nach Glück.



R o m a n

von

Friedrich Friedrich.

Erster Band.



Leipzig,

Verlag von Wilhelm Friedrich.

R. R. Hofbuchhändler.

(1885)


~~~~~  
Alle Rechte vorbehalten.  
~~~~~





I.

Ein fröhlicher Pfingsttag war es. Die schönen Berge und Thäler des Harzes waren durch Tausende von Fremden belebt, welche die Eisenbahnen von allen Seiten dem Gebirge zugeführt hatten, meist Stadtbewohner, welche die Feiertage in der frischen Bergluft zubringen wollten. Auf allen Wegen klang es und sang es. Und es war ein echter Feiertag. Die Luft war mild, der Himmel blau und an den Wegen blühten die Blumen überall.

In dem schönen Ilsethale hinauf zogen die Menschen in bunter Karawane und in den lustigsten Gruppierungen. An einem der Abhänge in das duftige Gras hingestreckt würde ein Genremaler die prächtigsten Studien gemacht haben.

Dort zog eine Schaar junger Mädchen, von Herren begleitet, die Hüte mit frischem Grün und Farrenkräutern geschmückt, singend die Straße entlang. Die Waldeßluft, der Sonnenschein und das Plätschern der klaren Ilse zur Seite, schienen sie so lustig zu stimmen. Plötzlich wurden sie durch ein

lautes Hallo! auseinander getrieben. Vier Reiter auf Mauleseln kamen die Straße daher gesprengt, echte Sonntagsreiter, die sich unvorsichtiger Weise dem Rücken der tückischen Tiere anvertraut hatten, ohne es in der Kunst des Reitens weiter als bis zu einigen Uebungen auf dem Karoussel gebracht zu haben. Ob die Reiter sich auf den Eseln oder diese unter den Reitern ungemütlicher fühlten, ließ sich schwer entscheiden, die Tiere hatten jedenfalls das Übergewicht gewonnen, denn sie waren mit den vier jungen Herren durchgegangen und schienen nur einen geeigneten Platz abwarten zu wollen, um die unbequeme Last abzuwerfen.

Lautes Lachen folgte den willenlosen Reitern, die sich ängstlich an den Tieren festgeklammert hatten, und gemächlich hinten drein kam der Führer und Besitzer der Esel. Eine ältere Dame rief ihm besorgt zu, daß er den Vorangesprengten schneller folgen möge.

„Ich hole sie bald ein,“ erwiderte er lächelnd. „Weit kommen sie nicht, dann liegen sie alle vier unten; ich kenne meine Esel!“

Sein Hauptgewinn bestand ja darin, daß er seine Tiere zu einem Ritte bis zum Brocken hinauf vermietete, daß die Esel die Reiter schon in der ersten halben Stunde abwarfen und diese meist zerschunden und übel zugerichtet es gewöhnlich vorzogen,

zu Fuß den Berg zu besteigen und die bereits bezahlten Esel im Stiche zu lassen.

Der Führer trieb die Tiere dann nach Isenburg zurück, gab ihnen zur Belohnung ein Stück Brod und vermietete sie aufs Neue.

Gruppe wechselte auf Gruppe. Dort kam ein langer, hagerer Städter, mit seiner Gattin am Arme, zwei Regenschirme in der Hand und drei Plaid's über der Schulter, trotz des warmen Sonnenscheins. Nur mit größter Mühe zog er seine wohlbeleibte Gattin, die sehr für Naturschönheiten schwärmte und noch mehr schwitzte, mit sich fort, denn schon nach drei Schritten blieb sie wieder stehen und rief: „Mein Dökar, diese Natur!“ während Dökar wünschte, er säße ruhig daheim und könnte seine Zigarre zu einem Glase Bier rauchen.

Hinter ihnen schritt, beide Hände in den Hosentaschen, den Hut hinten auf dem Kopfe, ein Mann in seligster Stimmung. Er achtete nicht auf die Berge links und rechts; sein ganzes Bemühen war darauf gerichtet, die Mitte der breiten Chaussee inne zu halten, und dies wurde ihm schwer. In aufgeregter Stimmung, mit geröteten Wangen und aufgelösten Hutbändern folgte ihm seine junge und schöne Gattin. Sie hatte ihre Sorge zu teilen zwischen ihrem Gatten, dessen Gang immer unsicherer wurde, und zwei Knaben von sechs und acht Jahren,

welche sich einmal in den Kopf gesetzt hatten, in der Ilse Forellen zu fangen und bereits tüchtig durchnäßt waren. Vergebens rief die Arme die Knaben zu sich, vergebens bat sie ihren Vatten, seine Autorität als Vater geltend zu machen und den Forellenfang zu untersagen.

„Ich mag keine Fische!“ erwiderte der Glückliche mit lassender Zunge.

Die Frau eilte in verzweiflungsvoller Stimmung wieder zum Flusse. Hatte sie den einen ihrer Jungen glücklich am Arme erfaßt, so lag der andere im Wasser und schrie, und während sie diesem besorgt zu Hilfe eilte, war der erstere bereits wieder lustig beim Forellenfange, natürlich mit dem Erfolge, daß die Tiere ihm jedesmal entwichen, wenn er sie beinahe erfaßt hatte. —

Drei lustige Studenten aus Jena schritten die Straße entlang, die zum Brocken führt. Sie hatten in der „Forelle“ zu Ilsenburg zu Mittag gegessen und der Wein hatte ihnen vortrefflich geschmeckt, das verriet ihre heitere Stimmung und das fröhliche Burschenlied, welches sie sangen. Es waren Alexander von Bolten, ein angehender Mediziner, Carl Thomas, ein künftiger Pastor, und Frik Merkel, der überhaupt noch nicht studierte, weil er erst im zweiten Semester stand und, wie er zu sagen pflegte,

die Entscheidung für einen bestimmten Beruf einem gereiften Lebensalter vorbehielt.

Sie hatten bereits mehrere Tage lang den Harz durchstreift und ihr nächstes Ziel war nun der Brocken.

„Ob wir auch auf dem rechten Wege sind?“ fragte Thomas endlich.

Bolten blieb lachend stehen.

„Thomas, aus Dir spricht bereits der künftige Pastor, welcher glaubt, es führe nur ein Weg zum Ziele!“ rief er. „Sei nicht so engherzig, wir werden den Brocken erreichen; auf welchem Wege wir zu ihm gelangen, kann uns gleichgültig sein. Der erste Mai ist vorüber, wir kommen mit den Heren deshalb nicht in Berührung.“

„Du vergißt, daß wir das Brockenhaus noch vor Einbruch der Nacht erreichen müssen,“ entgegnete Thomas.

„Ich sehe diese Notwendigkeit durchaus nicht ein,“ fuhr Bolten fort, „denn ein fester Wille kann auch den Durst beherrschen, und weiter haben wir nichts zu fürchten.“

„Hast du vielleicht Lust, die Nacht im Freien zuzubringen?“

„Weshalb nicht? Wir legen uns auf das Moos und träumen, Du von einer Pfarre und ich von einem interessanten Beinbruche, den ich heile.“

„Mich gelüstet nicht nach solchem Vergnügen,“ bemerkte Thomas. „Die Nächte sind hier kalt und wir haben nichts, um uns zu erwärmen.“

„Pastor, sei nicht solch ein schrecklicher Philister,“ fiel Merkel ein. „Wir hüllen uns in unser Selbstbewußtsein und wenn das Deinige nicht ausreicht, so werde ich Dir einen Zipfel von dem meinigen überlassen. Ihr Theologen seid sonderbare Geschöpfe, euch fehlt vor allem mehr Mut und etwas weniger Besorgniß für euer liebes Ich. Was wäre es denn für ein Nachtheil, wenn du wirklich in der nächsten Nacht erfrörest? Es würde keine Störung in dem Weltall deshalb eintreten.“

Thomas lachte, denn er besaß die gute Eigenschaft, die Scherze seiner Freunde nicht übel zu deuten.

„Nun kommt!“ rief Volten, „wir wollen den Fußpfad einschlagen, der dort am Berge emporführt; er wird zwar weniger bequem sein, allein die Pfade der Tugend und die Wege in den Gebirgen sind meistens schmal und beschwerlich, man kann sich auf beiden ein Bein brechen.“

Um zu dem Wege zu gelangen, mußten sie einen schmalen Steg, der die Ilse überbrückte, überschreiten. Ihnen entgegen kamen einige junge Männer, die durch ihre Mühen verrieten, daß sie auch Studenten waren.

„Kommt schnell, damit wir den Steg zuerst

überschreiten!“ rief er seinen Kameraden zu, indem er rasch voranschritt.

Auch die Entgegenkommenden schienen dieselbe Absicht zu haben; zu gleicher Zeit mit Volten betraten sie den schmalen Steg, auf dem ein Ausweichen unmöglich war.

Nichts lag Volten ferner als ein Verlangen nach Streit, lachend blickte er den Nahenden entgegen, neugierig, wie diese Schwierigkeit sich lösen werde. Sie mußte in einem Scherze enden, wo die ganze Natur zu lachen schien, und doch beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl, als er dem ersten der ihm Entgegenkommenden ins Gesicht schaute. Es war eine lange und hagere Gestalt, deren Züge wenig Vertrauen einflößten; aus den langgeschlitzten, hellblauen Augen blickte es wie eine höhnende, heimliche Schadenfreude, um die festgeschlossenen Lippen zuckte ein spöttischer Zug.

Genau auf der Mitte des Steges trafen sie zusammen, beide standen still und Volten lachte lustig.

„Ich bin neugierig, wie wir diese Schwierigkeit lösen werden!“ rief er heiter.

Das Gesicht seines Gegners verzog sich kaum zu einem spöttischen Lächeln, während die Augen drohend leuchteten.

„Ich bin weniger neugierig, denn ich meine einfach, es wird, da wir beide wohl gleiches Recht

haben, nur die größere Kraft entscheiden," sprach er und stellte sich so fest hin, als sei er bereit, jeden Angriff aufzunehmen.

"Vielleicht würde doch auch die Gewandtheit zu berücksichtigen sein," bemerkte Volten lächelnd.

"Wie so?" fragte der Lange und richtete den Blick halb spöttisch und halb drohend auf den ihm Gegenüberstehenden.

"Es handelt sich einfach um die Frage, wer nachgeben wird."

"Nun, diese Frage ist leicht zu lösen; der Klügere giebt immer nach!" rief Volten lachend, wandte sich schnell um und verließ den Steg.

Er wollte keinen Streit herbeiführen und dieser Ausweg erschien ihm als der beste, da er auf einen Scherz hinauslief.

Die lange Gestalt folgte ihm, das Lächeln war von ihrem Gesichte geschwunden.

"Ein Wort noch, wenn ich bitten darf," sprach er, die Hand auf Voltens Schulter legend, um ihn zurückzuhalten.

"Ich habe für zwanzig Zeit," erwiderte Volten noch immer mit scherzendem Tone.

"Sie sind Student?" fragte der Lange.

"Gewiß."

"Gut, auch ich bin es. Ich ersuche Sie, die Worte, welche Sie soeben gesprochen haben, zurückzunehmen."

Noch immer glaubte Bolten nicht daran, daß sich ein Streit aus dem Scherze entwickeln könne.

„Ich sehe wirklich keinen Grund ein,“ entgegnete er.

„Gut, dann bitte ich um Ihre Karte, hier ist die meinige.“

Bolten kam dem Verlangen nach. „Philipp Köppen“ las er auf der ihm gereichten Karte.

„Sie werden mir hoffentlich für die Beleidigung Genugthuung geben,“ fuhr Köppen fort.

„Für die Beleidigung?“ wiederholte Bolten erstaunt, denn er war sich einer solchen nicht bewußt.

„Natürlich für die Beleidigung! Haben Sie sich nicht selbst für den Klügeren bezeichnet? Welche Rolle Sie mir dadurch zuerteilt haben, brauche ich wohl nicht weiter auseinanderzusetzen!“

Erst jetzt fiel Bolten die Möglichkeit, daß seine scherzhaften Worte mißdeutet werden konnten, ein.

„Die Worte sind im Scherze gesprochen!“ riefen Merkel und Thomas gleichzeitig.

„Meine Herren, wie ich die Worte aufzufassen habe, darüber bedarf ich keines weiteren Rates,“ entgegnete Köppen mit verweisendem Tone. „Der Herr hier kannte mich nicht, und nach meinen Begriffen von Anstand treibt man mit Unbekannten keinen Scherz.“

Selbst Köppens Freunde suchten ihn zu beruhigen

und von einem weiteren Schritte zurückzuhalten; unwillig wies er sie zurück.

Bolten's leicht erregbares Blut war ihm in die Wangen geschossen, die Worte mußten ihn verletzen.

„Ich werde Ihnen Genugthuung geben,“ erwiderte er. „Sie haben recht, man soll nie einen Scherz machen, ehe man weiß, ob der andere gebildet genug ist, denselben zu verstehen.“

„Keine neue Beleidigung!“ rief Köppen heftig und seine Wangen schienen bleicher zu werden. „Sie haben mir Genugthuung zugesagt und ich denke, wir machen unsere Angelegenheit so bald als möglich ab; Sie scheinen auf der Reise begriffen zu sein wie wir, und ich möchte nicht allzulange aufgehalten werden.“

„Ich stehe Ihnen sofort zur Verfügung,“ entgegnete Bolten. „Es fehlen uns jedoch die Waffen.“

„Wir müssen uns zu helfen suchen,“ bemerkte Köppen mit einem wegwerfenden Achselzucken, als sei das Ganze für ihn nicht mehr als eine Spielerei. „Ich führe einen Revolver bei mir und einer meiner Kameraden besitzt auch einen solchen, die Waffen werden gleich sein und einen passenden Ort werden wir sicherlich in der Nähe finden.“

Bolten wollte antworten, Merkel kam ihm zuvor.

„Bolten, ich sekundiere Dir!“ rief er. „Ich protestiere gegen das Aufdringen der Revolver,

mein Freund hat als der Geforderte die Wahl der Waffen."

Röppen maß ihn mit einem herausfordernden Blicke.

"Ihr Freund hat bereits bewiesen, daß er selbst sehr gut zu sprechen versteht," entgegnete er. "Mir würde jede Waffe genehm sein, wenn wir überhaupt die Wahl hätten. Übrigens glaube ich nicht, daß ein Revolver gefährlicher ist als ein Pistol, deshalb brauchen Sie wohl keine Besorgnis zu haben."

"Ich glaube überhaupt noch keine Besorgnis verraten zu haben und müßte auch in der That nicht, was mich dazu veranlassen sollte," bemerkte Bolten lächelnd. "Mir sind die Revolver recht. Und wie viel Gänge?"

"Ich bin mit einem zufrieden."

"Gut. Und der Ort?"

"Ich überlasse Ihnen die Wahl, wenn Sie hier bekannt sind."

"Ich bin hier fremd wie Sie."

"Bitte, dann folgen Sie mir. Hier auf den Bergen wird es abgelegene Stellen genug geben," sprach Röppen und schritt quer durch das Gehölz den Berg empor. Seine Begleiter, drei an der Zahl, folgten ihm.

Auch Bolten, Merkel und Thomas folgten in geringer Entfernung. Der letztere war über das

Geschehene so sehr bestürzt, daß er kein Wort zu sprechen imstande war.

„Bolten, Du hast eine Thorheit begangen,“ rief Merkel mit gedämpfter Stimme. „Du hättest die Forderung des hochmütigen Burschen zurückweisen sollen! Mir ist noch nie ein Gesicht begegnet, dessen Züge mich so unangenehm berührt haben!“

„Und weshalb hätte ich die Forderung nicht annehmen sollen?“ erwiderte Bolten lächelnd. „Ist es denn schon erwiesen, daß er mich totschießt? Die Absicht, ihn zu beleidigen, lag mir fern — hoffentlich wird der Spaß bald beendet sein, so daß wir noch zur rechten Zeit auf dem Brocken anlangen; Thomas hegt schon Furcht, daß wir die Nacht im Freien zubringen müssen und irgend ein Berggeist uns peinigt.“

„Bester Freund, scherze in so ernster Stunde nicht!“ rief der Genannte, der nicht länger imstande war, seine innere Unruhe zu verbergen.

„Thomas, Du machst wahrhaftig ein Gesicht, als ob Du bereits an die Leichenrede dächtest, welche Du mir halten müßtest,“ erwiderte Bolten lachend. „Kommst Du wirklich in die Lage, dann erweise mir den Gefallen und mache es kurz, denn eine lange Rede ist für mich die entsetzlichste Qual.“

„Fasse die Sache nicht so leicht auf,“ mahnte Merkel mit einem Ernste, der bei seinem sonst hei-

teren Charakter befremden mußte. „Ich traue dem langen Burschen nicht. Er hat den Streit mit Absicht herbeigeführt, er wußte daß wir keine Waffen bei uns führen, er wird sich mit den Revolvern eingeschossen haben und Du . . .“

Er beendete seine Worte nicht.

„Sprich Dich offen aus, Frik,“ sprach Bolten, indem er die Hand in den Arm des Freundes legte. „Und Du bist kein Schük, wolltest Du sagen, und ich gebe Dir vollkommen Recht. Aber das schadet nichts. Ich kannte einen früheren Leutnant, der Mann hatte einen großen Mund und galt für einen vorzüglichen Pistolenschützen. In einer Gesellschaft wettete er um zehn Flaschen Sekt, daß er auf dreißig Schritte einen kleinen Teller treffen wolle. Es wurde sofort zur Ausführung der Wette geschritten. Der Teller wurde an einer Thür befestigt, genau dreißig Schritte wurden abgemessen, er stellte sich auf, prüfte bedächtig das Pistol, zielte ohne zu zucken, und richtig, — er schoß genau zwei Fuß vom Ziele vorbei! Es ist mit dem Treffen ebenso wie mit den guten Gedanken; wenn man sie nötig hat, kommen sie am wenigsten!“

Merkel schwieg. Es war Bolten nicht gelungen, die Besorgnisse, welche sich ihm immer mächtiger aufdrängten, zu verscheuchen.

„Bolten!“ rief er endlich, indem er dem Freunde

fest und entschlossen ins Auge blickte. „Ich werde mich für Dich schießen, denn ich schieße besser wie Du! Der lange Bursche kann nichts dagegen haben, wenn ich ihm die Genugthuung gebe, welche er von Dir verlangt! Und wenn er mich wirklich treffen sollte — was thut es, ich weiß ja selbst noch nicht einmal, was ich bin!“

Bolten's braunes Auge glänzte bewegt.

„Ich weiß, Frik, daß Du es thun würdest,“ entgegnete er, und nur ein scharfes Ohr vermochte das leise Beben seiner Stimme zu vernehmen. „Gönne es mir, daß ich selbst den Scherz zu Ende führe. In einer Stunde werden wir alle darüber lachen, wie schlecht wir geschossen haben!“

Röppen hatte mit seinen Kameraden auf dem Rücken des Berges eine Stelle erreicht, wohin nicht einmal ein Laut von dem lustigen Singen und Treiben im Thale gelangte. Er blieb stehen und wartete auf die ihm Folgenden.

„Ist es Ihnen hier recht?“ fragte er, als Bolten näher gekommen war.

„Gewiß, dieser Platz ist für unser Vorhaben wie geschaffen, so daß ich ihn mir für spätere Gelegenheiten merken werde.“

„Sind Sie mit zwanzig Schritt Entfernung einverstanden?“ fragte Röppen, auf dessen Gesicht wieder das höhrende Lächeln Platz genommen hatte, weiter.

„Vollkommen, mir sind auch zehn recht, wenn Sie es wünschen.“

„Sie haben natürlich unter den beiden Revolvern zu wählen, ich glaube, sie sind von gleicher Güte. Da Sie dieselben nicht kennen, bitte ich Sie, zuvor aus jedem einen Schuß zu thun, um nach dem Erfolge Ihre Wahl zu treffen.“

„Ich verzichte auf Ihr freundliches Anerbieten,“ entgegnete Bolten.

„Dann werde ich als Dein Secundant sie probiren!“ rief Merkel und trat auf Köppens Secundanten, der die beiden Waffen in der Hand hielt, zu.

Köppen warf ihm einen halb erbitterten und halb drohenden Blick zu. Merkel schien denselben kaum zu bemerken. Er hing seine Mütze an dem Stamme einer Fichte auf und schoß in einer Entfernung von fünfzehn Schritten darnach. Beide Kugeln hatten die Mütze durchbohrt.

„Die Waffen sind gleich,“ sagte er zu Bolten, der ruhig lächelnd zugeschaut hatte.

Die beiden Secundanten maßen die Mensuren ab. Bolten hatte seinen Rock ausgezogen und auf das Moos gelegt.

„Behalte Deinen Rock an,“ sprach Merkel, an ihn herantretend.

„Glaubst Du, daß er die Kugel abhalten wird?“ entgegnete Bolten heiter. „Ich habe nicht Lust, ihn

mir verderben zu lassen, denn ich habe keinen zweiten zu versenden.“

Thomas sollte als Boltens Zeuge das Commando übernehmen, er mußte es ablehnen, weil er fühlte, daß er nicht die Kraft dazu besaß. Köppens Zeugen fiel diese Aufgabe zu.

Die Gegner stellten sich auf die Mensur.

Bolten hatte den ersten Schuß, derselbe hallte mit mehrfachem Echo im Walde wieder, die Kugel hatte ihr Ziel verfehlt. Auf Köppens Gesicht leuchtet sichtbar ein freudiges Gefühl auf. Seine geschlißten, hellblauen Augen waren mit dem Ausdrucke der Gehässigkeit auf Boltens gerichtet. Dann hob er den Revolver, zielte ruhig und schoß.

Mit namenloser Angst hatte Thomas den Blick auf den Freund gerichtet, der ohne zu zucken da stand. Als Köppen geschossen hatte und er Boltens wanken sah, stürzte er mit dem Rufe: „Allmächtiger Gott!“ auf ihn zu.

Ehe er indessen zu ihm gelangte, hatte Merkel den Wankenden bereits erfaßt.

„Was habt Ihr, es ist nichts!“ rief Boltens, dessen Wangen erbleicht waren, indem er seine Kräfte zusammenraffte. „Es schallt hier oben ganz gewaltig!“

„Du bist getroffen, Du blutest,“ unterbrach ihn Thomas und erfaßte den linken Arm des Freundes, aus dem das Blut hervorquoll.

„Ah, ich bin gestreift,“ bemerkte Volten halb scherzend, indem er seine Fassung immer mehr wieder gewann. „Du siehst, Merkel, wie klug es war, daß ich meinen Rock ausgezogen hatte, jetzt wäre der Ärmel durchlöchert und er muß für dieses Semester aushalten!“

Röppen trat mit seinen Begleitern, welche Merkel ihre Karten gegeben hatten, zu dem Verwundeten.

„Sie haben mir zugerufen, der Klügere giebt nach,“ sprach er, „ich sage jetzt, wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

Er grüßte und entfernte sich mit einem höhrenden Lächeln.

„Und ich rufe: Ein Thor, wer den Tag vor dem Abend lobt!“ rief Merkel, der seine Erbitterung nicht länger zurückhalten konnte, indem er sich emporrichtete und die Hand drohend ausstreckte.

Röppen wollte sich zu ihm zurückwenden, seine Begleiter zogen ihn fast gewaltsam mit sich und schon nach wenigen Augenblicken waren sie zwischen den Fichten den Blicken entschwunden.

„Der Bursche hat nicht den Mut, noch mit mir einen Gang zu wagen!“ rief Merkel.

„Ich bin ihm dankbar dafür,“ bemerkte Volten, „für einen Scherz ist genug geschehen und schließlich ist mein Gegner doch der Klügere, denn ich trage den Schaden davon.“

Er hatte den Hemdärmel in die Höhe gestreift, um die Wunde genauer zu untersuchen. Die Kugel hatte am Oberarm die Muskel durchbohrt. Als Thomas das noch immer reichlich fließende Blut sah, erbot er sich, zurück nach Ilsenburg zu eilen und einen Arzt zu holen.

Bolten hielt ihn zurück.

„Freund, Du solltest vor meinen eigenen medicinischen Kenntnissen mehr Respekt haben! rief er scherzend. „Wer zwei Jahre Medicin studiert hat, weiß, daß ein Loch im menschlichen Cadaver wieder zuheilt, wenn es nicht allzu groß ist, und zum Glück sitzt bei allen vernünftigen Geschöpfen der Lebensnerv nicht in den Armen. Ich werde unten im Thale die Wunde mit kaltem Wasser waschen, werde dann mein Schnupstuch als Compresse um den Arm binden, und darauf werden wir den Brocken hinauf marschiren.“

Merkel kam erst jetzt dazu, die ihm übergebenen Karten zu besichtigen. Köppens Begleiter waren Studenten aus Heidelberg und wahrscheinlich studierte er selbst dort, wenn auch seine Karte keine nähere Bezeichnung enthielt.

Er war noch immer in erbitterter Stimmung.

„Es ärgert mich doch, daß ich den frechen Gesellen habe entkommen lassen!“ rief er. „Aber mein Wort zum Pfande, daß ich Vergeltung üben werde,

wenn ich ihm je wieder begegne! Ich werde von jetzt an jeden Tag Schießübungen halten, denn ich habe eingesehen, daß sie von Nutzen sein können. Du weißt, Volten, daß meine Schulden mir sehr unangenehm sind, mit Freuden wollte ich indessen noch einmal so viel haben, wenn Du Deinen Gegner kampfunfähig gemacht hättest."

"Dann sind mir deine Gläubiger zu Dank verpflichtet, weil ich es nicht gethan habe," bemerkte Volten. "Nun kommt und laßt uns weiter eilen, damit wir an irgend eine Quelle oder einen Bach kommen, denn ein zu starker Blutverlust ist auf der Reise nie gut."

Sein Gesicht war auffallend bleich. Sein Schnupstuch auf den Arm pressend, eilte er weiter.

Thomas trug seinen Rock und erbot sich, ihn zu unterstützen.

"Fühlst Du heftige Schmerzen?" fragte er theilnehmend.

"Freund, für die Theologen taugt die Philosophie nicht," erwiderte Volten scherzend, "sonst würde ich Dir empfehlen, die Lehre der Stoiker zu studieren. Du würdest dann erkennen, daß der Schmerz nicht mehr ist als Einbildung. Man kommt viel weiter damit als mit Euren Ratschlägen. Ihr sagt, wenn Dich ein Auge ärgert, so reiße es aus. Mich ärgert nun mein linker Arm, es wäre indessen eine doppelte

Thorheit, wenn ich versuchen wollte, ihn auszureißen, denn erstens wächst ein Arm nicht wieder und ein vernünftiger Mensch hat beide Arme nötig, um sich durch das Leben zu schlagen, und zweitens weiß ich als Mediciner, daß dies überhaupt nicht so leicht geht, denn die Muskelbänder und Sehnen haben eine erstaunliche Zähigkeit.“

Durch die Scherze suchte er seine Freunde zu beruhigen und ihnen zu verbergen, wie heftig die Wunde schmerzte und wie sehr er seine Kräfte abnehmen fühlte.

Die drei Freunde gelangten endlich an einen kleinen Bergbach, der zwischen Felsstücken niederrieselte. Bolten beugte sich nieder und löschte aus demselben den brennenden Durst, dann wusch er die Wunde und kühlte sie durch kalte Umschläge. Merkel schlug vor, nach Ilsenburg und von dort nach Jena zurückzukehren und Thomas war sofort bereit dazu, so sehr er sich auch auf den Brocken gefreut hatte.

„Weshalb?“ warf Bolten heiter ein. „Ist das tapfer, daß die ganze Armee zurück weicht, wenn einer derselben leicht verwundet ist? Euch schreckt das Blut; man blutet jedoch auch, wenn man sich in den Finger schneidet, und daran sind im Ganzen noch sehr wenige gestorben! Thomas fülle Deine Reiseflasche aus diesem Quell; ich weiß zwar, daß Du ein Feind des Wassers bist und meinst, dasselbe

sei überhaupt nur auf der Erde, daß die Heiden damit getauft werden, allein Du sollst es auch nicht trinken, es ist für mich bestimmt. Sieh' mich nicht mit einem so mitleidigen Blicke an; wenn ich Hoffnung hätte, daß wir bis zum Brockenhause noch einige Wirtshäuser treffen würden, so würde ich auch kein Wasser trinken. Nun kommt! Auf zum Brocken! Auf zum Brocken!"

Erfrischt schritt er rüstig voran. Das fortwährende Bergansteigen ermüdete ihn jedoch früher, als er geglaubt hatte. Er strengte alle Kräfte an, um es zu verbergen, endlich gelang ihm dies nicht mehr und ohne Weigern stützte er sich auf Merfels Arm.

„Wie schnell der Mensch invalide wird,“ scherzte er. „Nun kann ich singen:

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen!

Erweist mir nur den einzigen Gefallen und erzählt Niemand, wie das gekommen ist. Ich habe heute bereits einmal zur Zielscheibe gedient, ich möchte deshalb nicht, daß ich sie auch für Wiße darstellen müßte. Es kümmert ja Niemand, was mit meinem Arme vorgegangen ist; Ihr könnt deshalb getrost, ohne Euer Gewissen allzusehr zu belasten, sagen, ich sei gestürzt und auf einen spitzen Ast gefallen; es kann ja kein vernünftiger Mensch bestreiten, daß

es spitze Nester giebt, wenn sie auch nicht so häufig sind wie spitze Zungen!"

Thomas ging schweigend nebenher, denn das Geschick des Freundes machte ihn besorgt. Daß dessen Heiterkeit nur erzwungen war, entging ihm nicht. Er wollte ihn unterstützen, und da er mit dem rechten Arme sich auf Merkel lehnte, suchte er ihm an der linken Seite nachzuhelfen.

„Freund, Du vergißt, daß die linke jetzt meine schwache Seite ist, und daß ein durchschossener Arm wehe thut, wenn man daran drückt!" rief Bolten. „Merkel ist ohnehin stark genug, mich den Berg hinaufzuziehen. Ihr Theologen habt einen guten Willen, greift die Sachen aber meistens verkehrt an. Ist Jemand gestürzt und hat das Genick gebrochen, so geht Ihr zu seinen Angehörigen und sucht sie mit den Worten zu trösten, daß es eine Fügung sei. Ich meine dagegen, der Bruch des Genickes ist unter allen Umständen ein niederträchtiges Geschick, zumal für Den, den es betroffen hat." —

Der Abend war längst hereingebrochen, als sie das Brockenhaus endlich erreichten. Dasselbe war bereits mit Gästen überfüllt und der Wirt sprach ihnen sein Bedauern aus, daß er ihnen für die Nacht keine Betten geben könne.

„Schon eine Anzahl Herren außer Ihnen muß mit einem Strohlager vorlieb nehmen," fügte er hinzu.

„Ein Bett müssen Sie zum wenigsten herbeischaffen!“ rief Merkel. „Wir werden ihn den doppelten und wenn es sein muß den fünffachen Betrag dafür bezahlen!“

Der Wirt versicherte, daß es ihm unmöglich sei, da er bereits sogar über die Betten seiner Familie verfügt habe.

„Merkel, vermöhne Dich nicht allzusehr!“ warf Bolten ein. „Es wird Dir nicht schaden, wenn Du Dein Haupt auf Stroh legst!“

„Ich will das Bett für Dich!“ entgegnete Merkel.

„Sei kein Thor!“ fuhr Bolten fort. „Ich bleibe, wo Ihr bleibt, trage ich doch ohnehin die Schuld, daß wir so spät hier angelangt sind. Wäre ich wirklich der Klügere gewesen, so hätte ich ruhig den langen Menschen zuerst über den Steg gehen lassen, dann hätten wir mehrere Stunden gewonnen.“

„Nein, wärest Du klüger gewesen, so hättest Du ihn einfach von dem Stege in die Ilse geworfen,“ fiel Merkel ein. „Sie war leider nicht tief genug, daß seine lange Gestalt hätte ertrinken können; vielleicht hätte er sich aber seinen Kopf an einem Steine zerschlagen und auch damit würde ich zufrieden sein.“

„Klüger wäre es freilich gewesen, aber besonders gutmütig nicht,“ bemerkte Bolten. „Wir wollen ihn vergessen. Er soll wenigstens die eine Genugthuung

nicht haben, daß er uns einen heiteren Abend auf dem Brocken vernichtet hat. Wir stehen hier einige tausend Fuß dem Himmel näher, da wollen wir uns über die kleinen Menschen Sorgen hinwegsetzen."

In der Gaststube ging es lustig zu. „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus,“ klang es aus derselben von fröhlichen Stimmen.

„Hört, dort finden wir verwandte Seelen,“ fuhr er fort. „Nur schweigt über das Duell.“

Sie traten in das Zimmer ein. An einem Tische saßen sechs bis acht Musensohne bei einer gewaltigen Bowle, welche sie sich hatten brauen lassen, und mit Jubel begrüßten sie die eintretenden Brüder Studio.

„Hier herrscht Einflang!“ rief Merkel.

Sie wurden eingeladen, an der Bowle teil zu nehmen; mit wenigen Worten hatten sie sich einander vorgestellt; die lustigen Becher waren Studenten aus Göttingen und Leipzig. Stühle wurden an den Tisch gerückt, die Gläser frisch gefüllt und ein lustiges „Schmolli“ begrüßte die Angekommenen.

Boltens verbundener Arm fiel auf.

„Tücke des Schicksals!“ rief er lachend, als er darnach gefragt wurde. „Ich bin über einen schlechten Witz, den mein Freund Thomas machte, gestolpert und mit dem Arme auf einen spitzen Ast gefallen;

zum Glück bin ich Mediciner und spare deshalb die Kosten für die Heilung."

Er trank hastig, um seinen brennenden Durst zu stillen, während er das Essen, dem Thomas und Merkel tüchtig zusprachen, zurückwies.

"Das Essen, nicht das Trinken brachte uns um's Paradies!" rief er scherzend und den lustigen Kreis unterhaltend, während seine Wangen bleicher wurden und seine braunen Augen aufgereggt leuchteten.

"Alexander, begieb Dich zur Ruhe, ich gehe mit Dir," flüsterte Merkel ihm zu.

„Ja, — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund" —

erwiderte Volten mit Schiller, indem er die Hand des Freundes drückte. „Ich bleibe! Glaubst Du, daß der lange Mensch jetzt lustiger ist als wir? Daß er ein Gewissen hat, glaube ich nicht; wenn indessen ein Funken Gefühl in ihm schlummert, so muß er sich sagen, daß er ein Thor gewesen, weil er in der schönen und lustigen Natur, wo der Himmel über uns lachte und die Menschen und Vögel sangen, einen kindischen Streit hervorgerufen. Nun trink, Friß, die Bowle ist gut und ich denke, wir werden Alle gut schlafen!"

Es gelang ihm, die Freunde über seinen Zustand zu täuschen und die Heiterkeit nicht zu stören.

Es war ziemlich spät, als ein gemeinsames Strohlager sie alle aufnahm. In kurzer Zeit hatte der Schlaf die Augen Aller geschlossen, nur vor Boltens Augen tanzten die sonderbarsten Gestalten und wenn er die Lider schloß, glaubte er, die langgeschlitzten Augen und den höhnenenden Blick Köppens zu sehen, und vor ihm dehnte sich ein unabsehbarer, langer und schmaler Steg, den er überschreiten sollte.

Sein Puls ging schnell, Fieberfrost schüttelte ihn, die stille Lage auf dem Stroh wurde ihm unerträglich. Um seine Gefährten nicht zu stören, erhob er sich leise und verließ das Zimmer. In der Nähe fand er Wasser, mit dem er den Arm kühlte. Halb schlafend, ohne Ruhe zu finden, ließ er sich auf einem Schemel nieder, bis er nach wenigen Minuten wieder in die Höhe schreckte.

So schwand die Nacht, bis der Morgen leise zu dämmern begann. In dem Hause wurde es lebendig, der Wirt rief die Schläfer wach, damit sie den Sonnenaufgang nicht versäumten.

Bolten rief die Gefährten. Merkel fuhr aus dem Schlase empor und war erstaunt, den Freund schon auf zu finden; das Dämmerlicht ließ ihn das bleiche Gesicht desselben nicht erkennen.

„Alexander, Du hast nicht geschlafen!“ rief er.

„Vortrefflich sogar,“ entgegnete Bolten. „Nun komm, ehe die Sonne emporsteigt, der Himmel ist

hell und klar und fern im Osten färbt sich bereits der Horizont.“

Merkel erhob sich langsam und fuhr mit der Hand über die Stirne hin, um die letzten Traum-
bilder zu verscheuchen

„Wie schade, daß es nur ein Traum war!“ sprach er. „Ich hatte Dir Genugthuung verschafft, wie Du sie nicht besser wünschen konntest. Auch ich schoß mich mit dem Längen, ich traf ihn glücklich, denn er taumelte rückwärts, stürzte den Berg hinab, immer tiefer und tiefer, bis er zuletzt unten an dem Stege liegen blieb. Ich glaube, ich habe im Schläfe laut aufgejubelt!“

„Du bist unversöhnlich — nun sei still,“ entgegnete Volten, da die übrigen Studenten sich erhoben hatten.

Sie traten in das Freie. Eine frische, kalte Luft strömte ihnen entgegen, allein sie achteten kaum darauf, denn ihre ganze Aufmerksamkeit wurde von dem großartigen Naturschauspiele in Anspruch genommen. Fern im Osten glühte der Himmel, während unter ihnen, soweit das Auge reichte, noch Alles im Dunkel und im Schläfe lag. Von Minute zu Minute wechselten die Farbentöne am Himmel. Mit stillem Fluge glitt der junge Tag über die Erde hin, dort begrüßte er eine Bergkuppe, während tief in den Thälern weiß schimmernder Nebel ihm

den Eingang zu wehren schien. Endlich stieg ruhig, stolz wie eine erwachende Siegerin, die Sonne langsam über dem Horizonte empor und die Glücklichen auf dem Brocken grüßte ihr erster Strahl.

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus,“ schallte es aus dem Munde der Studenten der rosenfingrigen Götter entgegen, und als ob der freundliche Gruß sie erfreut habe, ergoß sie weiter und reichlicher ihre Strahlen und hoch am Himmel zogen kleine, goldig umsäumte Wolken hin, um weiter und weiter dem Westen zuzurufen: „Sie kommt! Sie kommt!“

Stille war dem lustigen Gruße gefolgt, denn die Erhabenheit des Schauspiels hatte etwas Ueberwältigendes. Der Mensch kam zum Gefühle seiner Kleinheit und zum Bewußtsein, daß er nicht mehr als ein Atom sei in dem großen All und als ein Thor mit seinen kleinlichen Menschen Sorgen.

Bolten hatte während der ganzen Zeit schweigend dagestanden und nicht mit eingestimmt in das begeisterte Gaudeamus.

Erst jetzt, als die Sonne emporgestiegen war und in den Thälern die Nebel sich langsam und scheu verkrochen, wandten die Freunde sich zu ihm und erschrafen über sein Aussehen.

„Alexander, Du bist krank!“ rief Merkel.

Bolten wollte scherzend antworten, er war es

nicht im Stande, das Wundfieber erfaßte ihn so heftig, daß die Verstellung ihm ohnehin nicht geholfen haben würde.

„Ich werde mich in das Haus begeben, es wird vorübergehen,“ erwiderte er, kaum noch fähig, sich auf den Füßen zu halten.

Merkel und Thomas geleiteten ihn. Sie verlangten ein Bett vom Wirte, der ihnen dasselbe nun gewähren konnte, und Bolten ließ Alles schweigend geschehen. Erst als er ruhig und warm gebettet dalag, erfaßte er die Hände seiner Freunde und sagte mit mattem Lächeln: „Es thut mir leid, daß ich unsere Reise, die so fröhlich begonnen, störe. Etwas Ruhe, dann wird es besser werden!“

Thomas erbat sich, nach Ilsenburg zu eilen, um einen Arzt zu holen.

Bolten schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Laß — laß —“ erwiderte er lächelnd. „Ich habe schon zu viel von der Medicin begriffen, um nicht zu wissen, wie wenig ein Arzt mir helfen kann. Legt mir kalte Umschläge auf den Arm, dann muß er sich selbst helfen!“

Die Freunde blieben als treue Pfleger bei ihm und der Wirt that Alles, was in seinen Kräften stand, um ihm Erleichterung zu gewähren. Auch ihm wurde die Geschichte mit dem spitzen Aste erzählt, allein er schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe

und entgegnete: „Möglich ist es ja, meine Herren, allein ich glaube es nicht!“ Er mußte längst, wie es unter Studenten hergeht.

Acht Tage lang mußte Bolten dort oben auf dem Brocken liegen bleiben, denn die Wunde, welche er viel zu gering geachtet hatte, verschlimmerte sich sehr. Die Freunde blieben bei ihm. Dann drang er zur Heimkehr, obschon er sich noch immer sehr angegriffen fühlte. — —

Es war ein stiller, heiterer Morgen, als der Wirt sie in seinem Wagen nach Ilseburg hinabführte. Bolten that die frische Luft wohl und sein heiterer Sinn machte sich wieder geltend. Als sie in dem Ilsethale hinabfuhren, sah er mit Spannung der Stelle entgegen, welche für ihn so verhängnisvoll geworden war.

„Dort ist der Steg!“ rief Thomas, als sie sich demselben näherten.

Bolten bat den Wirt, einen Augenblick zu halten. Schweigend blickte er auf den unschuldigen Balken, der über den Fluß gelegt war. Müßte er heute darüber schreiten, so würde er sich prüfend umschauen, ob ihm nicht ein Anderer entgegen käme.

„Sehen Sie dort den Steg?“ fragte er den Wirt.

„Natürlich.“

„Wenn Sie über denselben schritten und Sie

träfen auf der Mitte mit einem Anderen, der vom dortigen Ufer käme, zusammen, was würden Sie dann thun?“ forschte er weiter. „Auszuweichen ist nicht möglich.“

Der Wirt schien zu überlegen.

„Es würde darauf ankommen, wer der Andere wäre!“ warf er ein.

„Ein Fremder — ein Wirt wie Sie. Würden Sie nachgeben und zurückweichen?“

„Ich weiche nie zurück!“ rief der Wirt entschieden.

„Es heißt aber: der Klügere giebt nach.“

„Thorheit, meine Herren!“ rief der Wirt lachend.

„Ich würde dem Anderen einen gelinden Stoß mit dem Ellbogen versetzen, so daß ich Raum gewänne, und würde dann ruhig meines Weges gehen. Zum Ertrinken ist die Ilse nicht tief genug, und wenn einer von zwei Menschen naß werden soll, suche ich trocken zu bleiben. Ich denke, das ist das Klügste!“

„Sie haben Recht!“ rief Merkel heiter, ihm auf die Schulter klopfend. „Das ist gesunde Philosophie! Siehst Du, Volten, dies ist ein Mann der That! Der ist nicht der Klügere, der nachgiebt, sondern der, welcher seinen Gegner aus dem Wege schiebt, damit er freie Bahn bekommt. Der Stärkere hat Recht, und nicht der Klügere!“

„Eine gefährliche Theorie!“ warf Volten lächelnd

ein. „Stimmen auch Sie meinem Freunde bei?“ wandte er sich fragend an den Wirt.

„Ich verstehe Sie nicht recht, meine Herren,“ versetzte dieser. „Aber das ist richtig, ist ein Weg für Zwei zu eng, so muß einer weichen, und ich weiche nie! Das Leben wird nicht einem Jeden leicht gemacht; wer stets ängstlich darauf bedacht ist, daß er seinem Nachbar nicht auf die Füße tritt, kommt nie weiter!“

„Bravo!“ rief Merkel, ihm Beifall zollend.

„Thomas, und Du schweigst zu solchen Grundsätzen?“ wandte Volten sich lachend an seinen Freund, der schweigend zugehört hatte. „Stimmt das mit Deiner Theologie?“

„Nicht ganz,“ erwiderte Thomas.

Der Wirt blickte ihn halb betroffen von der Seite an.

„Ah! der Herr will Pfarrer werden,“ bemerkte er. „Nun die Herren Kandidaten denken auch nicht anders. Stände es in ihrer Macht, die älteren Pfarrer vom Stege zu stoßen, damit sie früher eine Stelle bekämen, so würde wohl keiner der alten Herren trockenen Fußes in das Himmelreich kommen!“

„Die Luft dort oben auf dem Brocken muß vortrefflich sein, denn sie hält den Kopf klar!“ rief Merkel jubelnd. „Sie sind mein Mann! Wenn

Sie nur nicht so verteuftelt hoch wohnten, so würde ich Sie öfter besuchen!"

In heiterer Stimmung langten sie in Ilseburg an und setzten ihre Reise nach Jena ohne Aufenthalt fort.

Leidend kam Bolten in Jena an und der Sommer verging, ehe sein Arm vollständig wieder hergestellt und er genesen war.

II.

Jahre waren entschwunden.

Bolten hatte seine Studien längst beendet und seine Exmina gemacht. Als der große Krieg gegen Frankreich ausgebrochen war, hatte er sich freudig zur Verfügung gestellt und als Arzt schwere Zeiten durchlebt. Als ein gereifter Mann war er zurückgekehrt und hatte sich in D. als Arzt niedergelassen.

Der Most der Jugend, der einst so kräftig gegährt, hatte sich geklärt und es war eine ruhige, heitere Lebensanschauung, welche mit unbefangenen, festem Blicke in die Zukunft schaute, in ihm zurückgeblieben. Er genoß das Leben gleichsam spielend, ohne daß es für ihn durch eine überwältigende Leidenschaft getrübt wurde. Er besaß ein weiches, lustiges Herz, und doch schien dasselbe stets seinem ruhigen, klaren Verstande zu gehorchen.

„Das Herz ist nicht mehr als ein Muskel, und einen Muskel kann man üben und dem Willen unterthan machen,“ pflegte er scherzend zu seinen Freunden zu sagen. „Wir haben Turnanstalten für

die Arme und Beine, aber mit den Turnübungen für das Herz sind wir noch weit zurück. Nehmen einige junge Köpfe den Anlauf dazu, so beginnen sie sogleich mit dem Salto mortale, und dann ist es vorbei! Die Herzen brechen zwar nicht wie Arme und Beine, allein sie kommen aus ihrer natürlichen Lage und dann begehen sie Dummheiten!“

Durch seine Tüchtigkeit hatte er sich in D. schnell einen Namen und eine gesicherte Stellung erworben.

Der Zufall hatte es gefügt, daß er mit den beiden Gefährten, mit denen er einst die lustige Harzreise gemacht, auch in D. wieder zusammen getroffen war, nachdem sie Jahre lang nichts von einander gehört hatten.

Mit Merkel, der seinen Beruf verfehlt hatte und Schriftsteller geworden war, war die alte Freundschaft schnell wieder angeknüpft und hatte sich zu dem innigsten Verhältnisse gestaltet. Waren die Charaktere Beider auch verschieden und in mancher Beziehung entgegengesetzt, so hatten sie doch ein Gemeinsames, das sie fest aneinander schloß, das war die Unbefangenheit und Ehrlichkeit der Lebensanschauung, die innere Wahrheit, welche sie nie verleugneten, auch wenn sie mit den Verhältnissen der Wirklichkeit nicht übereinstimmte. Sie fühlten sich als zwei Wesen in dem großen All, die eine Berechti-

gung mit ihren Eigenthümlichkeiten hatten und die sich für zu stolz und zu gut hielten, um in der Schablone des gewöhnlichen Lebens aufzugehen.

„Sei nur ruhig,“ sagte Volten öfter dem Freunde, wenn dessen leidenschaftlicher und nervöser Charakter wegen einer Widerwärtigkeit aufschäumte. „Der Mensch hat zwei Ellbogen, damit er sich durch das Leben durchdrängt; es giebt freilich auch einen Weg, auf dem man sich heimlich hinten herum schleichen kann, der ist nicht für Dich, so wenig ich für ihn passe!“

Thomas war Beiden fremd geworden, er hatte sich selbst von ihnen losgesagt. Er war von Jena nach Halle gegangen, und dort hatte sein schwacher Charakter den Einflüssen nicht widerstehen können, die auf ihn eingedrungen waren. Er hatte sich der frommen Richtung angeschlossen und war von den Scheinkonsequenzen derselben immer weiter und weiter gedrängt, weil er nicht innere Kraft genug besaß und sein Verstand ihm an der Grenze kein ernstes Halt! entgegen rief. Schon in Halle hatte sein Charakter angefangen, sich wesentlich zu ändern; den heiteren und unbefangenen Studentensinn hatte er abgelegt. Zu seinem Unglück war er nach Beendigung seiner Studien bei einem Fabrikanten, welcher den Frommen spielte, nur um den Verdacht von sich abzuwenden, daß er Andere betrügen könne,

Hauslehrer geworden, und hier hatte sich seine Anlage zur Heuchelei immer mehr ausgebildet.

Es war überhaupt ein starker Egoismus, den er früher nicht besessen hatte, bei ihm hervorgetreten. Was kümmerten ihn Andere, wenn es ihm wohl erging!

Jetzt lebte er in D. als Kandidat und war ein Hauptmitglied mehrerer frommer Vereine. Begegnete er den früheren Freunden, so grüßte er mit herablassender, kalter Freundlichkeit, ohne je stehen zu bleiben und ihnen die Hand entgegen zu strecken. Er wußte, daß eine Kluft zwischen ihnen und ihm war, welche nicht mehr überbrückt werden konnte.

„Er ist zu bedauern, denn er ist irregeleitet,“ sprach Volten zu seinem Freunde Merkel. Leidenschaftlicher entgegnete dieser indessen: „Nein er ist ein Heuchler! Er spielt den Frommen, weil er dadurch schneller Karriere zu machen hofft, und er wird uns Beide überholen! Schon jetzt grüßt er uns nur mit einer herablassenden Miene. Ich habe ihn einst gern gehabt, obschon er Theologe war, er sang das Gaudeamus igitur so begeistert wie je ein Student, und seine Stimme war nicht schlecht; er hatte ein gutes Herz, denn er bot mir sogar einmal an, mir Geld zu leihen, obschon ich es nicht genommen habe. Ich glaube nicht, daß er noch

errötet, wenn er an jene Zeit zurückdenkt. Er ist ein Verlorener!“

„Laß ihn!“ warf Bolten ein. „Für mich ist er todt und de mortuis nil nisi bene!“

„Halt!“ rief Merkel. „Weißt Du denn, ob er für Dich todt ist? Kann er Dich nicht noch in sehr unangenehmer Weise daran erinnern, daß er lebt? Ich traue ihm nicht mehr, denn wer seine Ueberzeugung verleugnet, der kann Alles verleugnen! Sieh, ich begreife, daß ein Frommer freisinnig wird, denn weshalb soll nicht auch in sein Auge ein Lichtstrahl der Wahrheit dringen? Ich vermag es jedoch nicht zu fassen, wie ein Mensch, dessen Anschauungen freisinnig waren, je der frommen Richtung sich zuwenden kann, denn wer die Wahrheit je erkannt hat, kann sie nicht mehr aus sich verdrängen, er verleugnet sie entweder oder er ist krank.“

„So wollen wir unseren früheren Freund Thomas als einen Kranken betrachten,“ bemerkte Bolten lächelnd. —

Das Revolverduell im Harze ward zwischen den beiden Freunden fast nie erwähnt; Merkel wußte, daß er dadurch nur eine unangenehme Erinnerung in Bolten wachrief, er vermied deshalb jede Hindeutung darauf.

Bolten dachte sehr selten daran. Von seinem

Gegner hatte er nie etwas wieder gehört und er würde ihn vielleicht längst vergessen haben, wenn ihm nicht seltsamer Weise das Gesicht desselben mit den unangenehmen, langgeschlitzten Augen dann und wann im Traume begegnet wäre. Immer folgte einem solchen Traume eine innere Verstimmung, und da kein Mensch ganz frei von Aberglauben ist, so bildete er sich ein, daß Köppen's Gesicht ihm stets die Vorbedeutung einer Unannehmlichkeit sei. Sein Verstand kämpfte gegen diese Einbildung freilich an, dennoch war er nicht im Stande, sie gänzlich zu verscheuchen. —

Eines Abends saßen die Freunde zusammen in Boltens Zimmer beim Glase Wein. Merkel wollte am folgenden Morgen auf einige Tage verreisen und er war gekommen, um dem Freunde Lebewohl zu sagen.

„Du bist ein glücklicher Mensch!“ rief Boltens. „Ich liebe meinen Beruf, dennoch bedaure ich oft, daß er mich nie über meine Zeit frei verfügen läßt. Du bist frei wie ein Vogel, fliegst wie dieser davon, wenn es Dir gefällt, und läßt Dich nieder, wo es Dir wohnlich scheint!“

„Dein Vergleich paßt nicht ganz, Alexander,“ warf Merkel ein. „Der Vogel braucht kein Reise-geld, während dies bei mir stets die Hauptrolle spielt. Wir Beide harmonieren so vortrefflich und

doch sind wir in mancher Beziehung Gegensätze: ich habe Zeit zum Reisen und kein Geld, Du besitzt das Geld, allein Dir fehlt die Zeit.“

„Läßt dieser Gegensatz sich nicht etwas ausgleichen?“ bemerkte Volten lächelnd. „Zeit kannst Du mir nicht geben, aber ich kann Dir von meinem Besitze einen Teil abtreten.“

„Halt!“ unterbrach ihn Merkel. „Du vergißt unser Uebereinkommen, daß Du mir nie Geld anbieten sollst! Komme ich einmal in eine Klemme, in der ich keinen Ausweg mehr weiß, so werde ich mich an Dich zuerst wenden. Jetzt bin ich übrigens obenauf, ich habe das Honorar für meinen Roman erhalten, habe als ein gewissenhafter Mensch einen Teil meiner Schulden bezahlt und werde mir nun für den Rest einige lustige Tage machen. Lächele nicht so hochmüthig! Das Honorar war freilich verteufelt gering, ich bin jedoch damit zufrieden, denn es gehört zu meinem Berufe, daß ich wenig habe. Ist meine Kasse leer, so bin ich sehr fleißig, wäre ich dagegen reich, so . . .“ — Er beendete seine Worte nicht.

„Nun,“ mahnte Volten zum Fortfahren, „so würdest Du nicht arbeiten. Ich glaube, Du täuschest Dich über Dich selbst; Du würdest schreiben und wenn Du der reichste Mann wärst!“

„Du irrst Dich gewaltig!“ rief Merkel lachend.

„Ich will nicht behaupten, daß das Schriftstellern nicht eine Thorheit ist; wenn ich indessen reich wäre würde ich noch viel größere Thorheiten begehen!“

„Welche zum Beispiel?“

„Alexander, Du bist ein vorzüglicher Arzt, allein auch als Beichtvater würdest Du dein Glück gemacht haben, ich beichte Dir indessen die Sünden, die ich wahrscheinlich nie begehen werde, nicht. — Eine hübsche Neuigkeit will ich Dir jedoch mittheilen. Heute Nachmittag begegnete mir ein Freund, der bei der Staatsanwaltschaft arbeitet, und theilte mir — natürlich im Vertrauen — mit, daß bei dem Staatsanwalte eine Denunziation gegen mich, meines Romanes wegen, eingegangen sei.“

„Deines Romanes wegen?“ fragte Volten erstaunt.

„Gewiß. Eine Stelle desselben hat den Zorn eines frommen Herrn erregt; er glaubt darin eine Verhöhnung der Religion zu finden und verlangt nun, daß ich exemplarisch bestraft werde, wenn es zulässig sei, auf dem Scheiterhaufen.“

„Welche Stelle?“ unterbrach ihn Volten ungeduldig.

„Ein paar unschuldige Worte, welche ich einem jungen Philosophen in den Mund lege, der Himmel sei von den Frommen nur erfunden, um die Menschen um die unschuldigen Freuden des Erdenlebens

zu betrügen. Der fromme Angeber ist übrigens wenig belesen, sonst müßte er wissen, daß ich diese Worte mit *licentia poetica* von Johann Gottfried Seume entlehnt habe. Der ist freilich todt und ihm kann der Staatsanwalt nichts mehr anhaben!"

"Und Du glaubst, daß Du dieser Worte wegen bestraft werden wirst?" rief Bolten.

"Nein, denn ich würde versuchen, den Beweis der Wahrheit anzutreten. Mir wäre eine solche Anklage sehr willkommen, denn mein Verleger brauchte dann nichts mehr für Reklame zu thun; allein so viel Glück besitze ich nicht. Am meisten hat mich die Person des Angebers amüsiert."

"Wer ist der beschränkte und böshafte Kopf?" warf Bolten ein. "Ich hasse jede heimliche Angeberei! Hätte er Dir in offener, meinerwegen in der derbsten Weise den Fehdehandschuh hingeworfen und Dich angegriffen, so würde ich ihn entschuldigen. Aber mit offenem Visier und mit ehrlichen Waffen!"

Merkel füllte sein Glas und leerte es.

"Ich könnte Dich rathen lassen," fuhr er fort, "ich weiß jedoch, daß Du den rechten nicht treffen würdest. Unser alter Freund Thomas wünscht, daß der Staatsanwalt mich als Ketzer auf den Scheiterhaufen bringt."

Bolten sprang erregt auf.

"Nein, Fritz, das ist nicht möglich, Du bist

falsch berichtet!" sprach er. „Von einem früheren Freunde wäre dies ein Schurkenstreich, und eines solchen halte ich Thomas nicht für fähig!"

„Weil Du selbst ein zu offener und ehrlicher Charakter bist, um dies zu begreifen! Auch ich sträubte mich anfangs, dies zu glauben, und dennoch ist es die Wahrheit! Ich begreife sogar, weshalb er mich haßt; ich weiß, daß er früher ein ganz Anderer gewesen ist, ein flotter Student, lustig auf der Kneipe, ausgelassen, wenn wir von Jena nach einem nahegelegenen Dorfe zur Kirmiß pilgerten. Die Bauernmädels mit den lustigen Augen thaten es ihm stets an; damals spielte er noch nicht den Gottesfürchtigen. Ich glaubte immer, daß ein kleiner Don Juan aus ihm werden müsse, denn sein Herz war seinem Kopfe um mindestens zehn Pferdelängen voraus, und daß ich dies Alles weiß, daß ich ihn kenne, ärgert ihn, und ich will offen gestehen, in seiner Lage würde mir das auch unangenehm sein!"

Bolten schien kaum auf den Freund gehört zu haben; aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab. Wierfel füllte sein Glas und zündete sich eine neue Cigarre an.

Endlich blieb Bolten vor ihm stehen.

„Ich werde morgen früh zu ihm gehen," sprach er ernst.

„Zu wem?"

„Zu Thomas!“

„Was willst Du bei ihm?“

„Ich will ihn fragen, ob er die Schändlichkeit wirklich begangen hat, und wenn er es eingesteht, dann — dann werde ich Genugthuung von ihm verlangen!“

Merkel stand auf und trat zu dem Freunde.

„Dein kluger Kopf läßt Dich im Stiche,“ sprach er lächelnd. „Erstens wird unser Freund Thomas nichts eingestehen, und zweitens mußt Du wissen, daß ein frommer Candidat nie Genugthuung giebt. Ich will Dir genau sagen, wie unser früherer Reisegefährte Dich empfangen würde. Entweder mit kalter, hochmüthiger und ausgesuchter Artigkeit, mit einem stolzen, abweisenden Lächeln auf Deine Frage, mit der lächelnden Bemerkung, daß Dich die Angelegenheit nichts angehe, oder mit impertinenter Kürze und Grobheit.“

„Beides würde mich nicht abschrecken,“ warf Bolten ein.

„Laß es sein, Alexander,“ fuhr Merkel fort.

„Für Deine Freundschaft danke ich Dir, allein es würde nichts weiter dabei herauskommen, als daß Du Dich schändlich ärgertest. Ohnehin mußt Du auf Deine Stelle als Arzt und Deinen Ruf Rücksicht nehmen. Sieh, dasselbe, was Du im Sinne hast, könnte auch ich thun, und als Schriftsteller

bin ich ja unabhängig oder richtiger vogelfrei; ich will Dir gestehen, daß mir im ersten Augenblick auch solche Gedanken durch den Kopf fuhren, denn hübsch ist es nicht, wenn ein früherer Studiengenosse so handelt; ich habe mich jedoch schnell eines Besseren besonnen und lache jetzt darüber. Ich halte den Staatsanwalt für zu klug, als daß er auf diese Denunziation viel Gewicht legt; sollte er derselben jedoch Gehör geben und würde ich verurtheilt, so würde die Strafe zu meiner Besserung sehr wenig beitragen, denn ich würde die Mußzeit des Gefängnisses dazu benutzen, ein getreues Bild unseres Freundes Thomas zu zeichnen, und ich habe einen prächtigen Plan dazu. Es ist ja schon an und für sich ein interessanter Stoff, zu zeigen, welchen Einfluß die Scheinheiligkeit auf einen ursprünglich lebenslustigen und gutmüthig angelegten Charakter ausübt, wie sie die unbefangene, heitere Lebensanschauung immer mehr zurückdrängt und jeden freien Flug des Geistes verscheucht, wie sie in die starren, unbeugsamen Formen des Glaubens einengt, die Duldsamkeit in Fanatismus und den offenen, geraden Blick in scheues Augenaufschlagen umgestaltet! Kann ich mir zu solcher Zeichnung ein besseres Modell wünschen als unseren Freund Thomas?"

„Schildere ihn!“ rief Volten. „Er verdient

diese Strafe, und Du verstehst es vortreflich, einen Charakter zu entwickeln."

"Es ist nicht leicht," bemerkte Merkel. „Mancher Leser würde eine solche Umwandlung kaum für möglich halten und vermuthen, daß ich übertrieben habe. Um diesen Vorwurf abzuwenden, müßte ich meiner Arbeit einige Illustrationen beifügen. Ich besitze noch Thomas' Photographie aus Jena, als sein Blick noch heiter und offen war; sein Gesicht war mit einem fecken Schnurrbart geziert. Auf dieser Photographie hält er ein Bierglas lustig empor; aus seinen Zügen leuchtet die volle Jugend- und Lebenslust. Neben dieser Photographie müßte sein jetziges Gesicht in seiner glattrasierten Bartlosigkeit, mit den halb nach oben gerichteten Augen, den frommen Falten längs der Nase und der außerordentlich kräftig entwickelten unteren Hälfte seines Gesichts, welche auf eine starke Sinnlichkeit deutet, abgebildet werden. Dann würde jeder Leser die Umwandlung sofort begreifen, und ich habe in der That selten einen Menschen gesehen, bei dem die Veränderung des Charakters einen so starken, ja schroffen Ausdruck gefunden hat. — Doch nun lege Dich schlafen. Wer einem Arzte die Ruhe raubt, versündigt sich an all seinen Patienten."

Er ergriff seinen Hut, um fortzugehen.

Bolten erfaßte seine Hand und hielt ihn zurück.

„Bleib' noch,“ bat er. „Zum Schlafen bin ich ohnehin zu aufgeregt. Ich würde an Thomas denken und zu ergründen suchen, wie viel an ihm Wahrheit und wie viel Berechnung ist.“

„Diese Forschung ist nicht so schwierig,“ bemerkte Merkel. „Laß die Wahrheit ganz aus dem Spiel fort und Du hast das Resultat. Du weißt, daß es mir nicht an persönlichem Muthen fehlt, und dennoch fürchte ich mich vor den sogenannten Frommen, denn sie bekämpfen ihre Gegner stets nur aus dem Hinterhalte. Im offenen und ehrlichen Kampfe wage ich mit Jedem meine Kraft zu messen, mein Fuß wird jedoch unsicher, wenn ich bei jedem Schritte besorgt sein muß, in eine Schlinge oder Falle zu treten!“

Bolten hatte eine neue Flasche alten Rheinwein geöffnet und die Gläser gefüllt.

„Friß, ob wir Beide uns wohl je verfeinden können?“ fragte er lächelnd, indem er mit dem Freunde anstieß.

„Verfeinden nicht,“ entgegnete Merkel. „Wir können an einander gerathen und als zwei ehrliche Kämpfer tüchtig aufeinander losschlagen, wir können uns vielleicht Tage lang den Rücken kehren, allein Du wärst nimmermehr im Stande, mir einen heimlichen Stoß zu versetzen, ebenso wenig wie ich dies kann.“

„Du hast Recht, wir würden uns immer wieder die Hand entgegenstrecken,“ fuhr Bolten fort. „Unsere Ansichten sind ja durchaus nicht stets dieselben und doch kommen wir gut mit einander aus. In stillen Stunden habe ich unsere Charaktere oft mit einander verglichen und unsere Eigenschaften gegenseitig abgemogen, ganz unparteiisch, ohne mich selbst im geringsten zu bevorzugen, allein ich bin nie zu einem bestimmten Erfolge und Abschlusse gekommen, wennschon Du Alles in Allem genommen mir eine Stufe höher zu stehen schienest.“

„Und das nennst Du unparteiisch!“ unterbrach ihn Merkel lachend. „Alexander, soll ich Dir zu Hilfe kommen? Ich glaube, daß ich besser als Du zu zeichnen verstehe. Als Basis nimm für uns an, daß wir Beide ein paar ehrliche Menschen sind. Du hast mehr gelernt als ich, allein ich besitze mehr Anlage. Dasselbe Resultat, zu welchem Du durch Studium und die Schärfe Deines Verstandes gelangst, erreiche ich oft durch einen glücklichen Griff oder durch einen instinktiven Trieb, wennschon ich das Wort Instinkt nicht liebe. Du hast mehr Wissen, ich habe einen schärferen Blick. Das Unrecht lieben wir Beide nicht, allein während Du für einen regelrechten, strengen und gerechten Richterspruch bist, ziehe ich in vielen Fällen die Lynchjustiz vor, sie ist schneller und entspricht mehr meinem leidenschaft-

licheren Charakter. Du bist ruhiger und wirst weniger Dummheiten im Leben begehen, gegen welche ich mich selbst nicht sicher fühle. Du bist auch bescheidener als ich es bin; ob für Dich aber darin ein Vorzug liegt, weiß ich nicht. Du wirst, wenn ein Mensch Dir die Füße in den Weg hält, ihn erst freundlich ersuchen, dieselben zurückzuziehen, ehe Du darauf trittst, ich nehme diese Rücksicht nicht; Du wirst deshalb auch weniger Feinde haben, als mir beschieden sind. Die Menschen werden Dich für viel besser und edler halten als wie mich, allein so sehr groß ist der Unterschied zwischen uns doch nicht, denn die Menschen lassen sich nicht von außen alle mit einem Maße messen, sie müssen von innen heraus, nach ihrem Charakter und ihrem Temperamente abgewogen werden, denn dieselbe Handlung kann bei dem einen Menschen gut, bei dem anderen schlecht sein. Ich fasse das Leben leichter, sage meinetwegen leichtsinniger, auf als Du, das ist auch ein Vorzug; Du gehst ruhig, Schritt für Schritt auf dem rechten Wege, ich mache mehr Seitensprünge; am Ziele treffen wir zwar beide zusammen, allein mir ist der Athem ausgegangen, während Dein Puls nicht schneller schlägt. Dir wird es im Leben besser ergehen; das verdienst Du indessen auch, weil Du das Glück mehr zu würdigen und fester zu halten verstehst. Ich werde früher sterben als Du, und das

ist wieder ein Vorzug für mich, denn das Leben gewährt nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte Bequemlichkeit, dann sitzt es unbequem und es ist das Vernünftigste, es abzulegen.“

Bolten lachte über die lustige Auseinandersetzung, aus der er den ernststen Sinn, der sich darin verbarg, sehr wohl herausfühlte.

„Komm, Frik!“ rief er, das Glas erhebend. „Noch sitzt uns das Leben bequem, wir wollen es deshalb genießen!“

In diesem Augenblicke wurde heftig an seiner Glocke gezogen.

„Das gilt dem Arzte!“ bemerkte Merkel.

„Leider,“ versetzte Bolten. „Früher gewährte mir der Ton der Glocke stets ein Gefühl freudiger Genugthuung, jetzt stört er mich manchmal, so heute!“

Er öffnete die Thür; ein Diener in Livree trat ein und sagte, daß sein Herr, der Herr Leupold, ihn bitten lasse, ohne Zögern zu ihm zu kommen, da seine Frau von einem Unfall betroffen sei.

„Herr Leupold?“ wiederholte Bolten fragend, da er sich auf diesen Namen nicht besinnen konnte.

„Der Besitzer der Grabenburg,“ fügte der Diener hinzu. „Die Equipage des Herrn hält vor der Thür, um Sie sofort mit sich zu nehmen.“

„Welcher Unfall hat die Dame betroffen?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete der Diener zögernd,

als ob er die Wahrheit nicht zu sagen wage. „Die gnädige Frau ist sehr plötzlich und wie es scheint, sehr bedenklich erkrankt, denn der Herr hat mir die größte Eile anbefohlen.“

„Gut, gehen Sie zum Wagen zurück, ich werde sogleich kommen,“ bemerkte Bolten.

Der Diener verließ das Zimmer.

„Leupold?“ wiederholte Bolten noch einmal, als ob er seinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen wolle. „Fritz, kennst Du diesen Mann?“

„Nein, ich weiß nur, daß er die Grabenburg gekauft hat, und deshalb halte ich ihn für einen sonderbaren Schwärmer, denn das düstere Gebäude ist mir stets wie ein Gefängnis erschienen,“ gab Merkel zur Antwort. „Die Livree seiner Dienerschaft spricht übrigens dafür, daß er reich ist, denn der Rock des Menschen kostet mindestens noch einmal so viel, wie mein ganzer Anzug.“

Bolten hatte sich währenddem reisefertig gemacht.

„Nun komm,“ sprach er. „Bleib nur nicht zu lange fort, denn schon der Gedanke, daß Du nicht in der Stadt bist, hat etwas Ungemütliches für mich. Wir sehen uns zwar manchen Tag nicht, auch wenn Du hier bist, ich weiß aber doch, daß ich Dich zu jeder Stunde erreichen kann. Wie viel würde ich darum geben, wenn ich mit Dir auf einige Tage in die Berge eilen könnte!“

Sie hatten das Zimmer und Haus verlassen. Vor demselben hielt eine feine Equipage. An dem geöffneten Schlage stand der Bediente, und kaum war Bolten eingestiegen, so wurde die Thür schnell zugemacht, der Diener sprang auf den Boock neben den Kutscher und fast in demselben Augenblicke zogen die Pferde an und schnell rollte der Wagen davon.

Einige Sekunden lang blieb Merkel stehen und blickte dem Dahinfahrenden nach.

„Der Herr Leupold scheint reich zu sein,“ sprach er zu sich. „Seine Pferde sind wenigstens herrliche Tiere. Wie leicht und schnell ihr Tritt ist!“

Er knöpfte den Rock fester zu, da die Nacht kühl geworden war, und begab sich in seine Wohnung.

Derselbe Gedanke hatte sich Bolten aufgedrängt, als er schon nach wenigen Minuten das Thor der Stadt verließ. Blieben die Pferde in demselben schnellen Laufe, so mußte er die Grabenburg, welche nur ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, in kurzer Zeit erreichen.

Die Grabenburg verdankte ihre Entstehung einem Herrn vom Adel, der gerne die Zeit des Raubrittertums wieder heraufbeschworen hätte. Seine Vorfahren waren tüchtige Wegelagerer gewesen und hatten nur vom Raube gelebt. Auch ihm würde es eine freudige Genugthuung gewesen sein, wenn er den Krämern und Bürgern von D. ihr Geld hätte

nehmen können, denn er haßte alles, was nicht von Adel war. Die Kultur war jedoch schon so weit fortgeschritten, oder, wie er sagte, entartet, daß ein Raub mit dem Strange oder dem Schwerte bestraft wurde, und er fühlte durchaus keine Lust, mit einem von beiden nähere Bekanntschaft zu machen. Die Burg seiner Vorfahren war längst zerstört und der Grund und Boden derselben in fremden Händen. Um sich nun ganz in die frühere Zeit zurückträumen zu können, erbaute er eine halbe Stunde von D. entfernt ein burgähnliches Gebäude und ließ dasselbe mit einem breiten und tiefen Graben umgeben, über welchem vom Thore aus eine zierlich gebaute Fallbrücke führte.

Dieser Spielerei gab er den stolzen Namen „die Zwingburg“. Da aber Niemand und am wenigsten die Bürger von D. etwas Zwingendes in diesem burgähnlichen Gebäude erblickte und die Schießlöcher neben dem Thore nur wie Gucklöcher für Neugierige erschienen, so gaben einige lustige Köpfe ihr den Namen „die Grabenburg,“ und ihn behielt sie, so sehr auch der stolze Erbauer sich darüber ärgerte.

Sie war im Laufe der Jahre in verschiedene Hände gelangt, der Burggraben war an drei Seiten zugeschüttet und an das in seiner alterthümlichen Form erhaltene Gebäude hatte ein späterer Besitzer

einen großen und hübsch angelegten Park angelehnt, wozu ein naheß, kleines Gehölz mit alten und prächtigen Bäumen sich vorzüglich eignete.

Der letzte Besitzer war ein alter, reicher, aber körperlich und geistig verkümmelter Junggesell gewesen, der in der Grabenburg wie ein Einsiedler gelebt und sowohl das Gebäude wie den Park arg hatte zerfallen lassen.

Nach dem Tode dieses „letzten Ritters“, wie das Volk den alten Junggesellen scherzend nannte, hatte ein fremder Herr die Grabenburg gekauft, und Bolten hatte, ohne daß er ein besonderes Interesse daran genommen, nur gehört, daß derselbe viel Geld aufgewandt habe, um das burgähnliche Gebäude und den Park wieder herstellen zu lassen. Sein Weg hatte ihn seit langer Zeit nicht in diese Gegend geführt.

Nun sollte er diesen Herrn kennen lernen.

Der Mond war aufgegangen und erhellte die Nacht.

Bolten bog sich aus dem Wagenfenster und war erstaunt, daß er seinem Ziele bereits so nahe war. Die alte Grabenburg schimmerte ihm in neuem Kleide hell entgegen. War sie größer geworden, oder täuschte ihn das Mondlicht?

Da rollte der Wagen über die Zugbrücke und hielt gleich darauf auf dem Burghofe vor einem

Portale still. Bolten gewann nicht einmal Zeit, sich umzublicken, denn schon war der Diener herabgesprungen und hatte die Wagenthür geöffnet. Er stieg aus und wurde schweigend eine Treppe empor und dann auf einem langen nur schwach erleuchteten Gange weiter geführt.

An einer Thür blieb der Diener stehen und pochte leise, kaum hörbar; dann öffnete er die Thür und Bolten trat ein.

In dem großen Gemache sah er einen Mann und eine Dame an einem Bette, auf welchem eine weibliche Person ruhte, eifrig beschäftigt. Der Mann war eine große Gestalt und wandte sich beim Öffnen der Thür zu dem Eintretenden.

„Herr Doktor, ich danke Ihnen für die Eile, mit der Sie gekommen sind; meine Frau . . .“ er stockte einen Augenblick und sein Blick war fest, mit fast durchdringender Schärfe auf Boltens Gesicht gerichtet; „meine Frau ist von einem Unfall betroffen; sie ist in den unglückseligen Graben vor diesem Hause, dessen Tiefe ich nicht ahnte, gestürzt und ihr Leben scheint noch immer in der größten Gefahr zu sein.“

Auch Bolten war betroffen, fast erschreckt stehen geblieben. Erinnerten ihn die Züge dieses Mannes nicht deutlich an die Desjenigen, mit dem er einst auf dem Harze ein so unangenehmes und für ihn so folgenschweres Zusammentreffen gehabt hatte?

Hatte dieser Mann nicht dieselben langgeschlitten, stechenden Augen? War seine Gestalt nicht ebenso groß? Sein Gesicht war fast zur Hälfte von einem dichten, hellblonden Bart bedeckt und ließ deshalb seine Züge nicht deutlich erkennen. Es konnte nicht sein, denn dieser Mann hieß ja Leupold; es war jetzt auch nicht Zeit, um sich durch eine zufällige Ähnlichkeit beirren zu lassen.

Gewaltsam raffte er alle Kräfte zusammen und trat an das Bett, wo die Unglückliche noch immer bewußtlos lag und ein junges Mädchen ihr die Stirne und Schläfen rieb.

„Jenny, laß uns allein,“ sprach der Herr, und schweigend, mit einem angstvollen Blicke verließ die Genannte das Zimmer.

Bolten erfaßte die Hand der Bewußtlosen, sie war noch warm; eine Regung des Pulses vermochte er nicht mehr zu fühlen.

„Wann ist der Unfall geschehen?“ fragt er.

„Vor ungefähr einer Stunde entdeckte ich sie in dem Graben,“ gab Leupold zur Antwort.

„Wie lange hat sie im Wasser gelegen?“

„Ich weiß es nicht, indessen nicht lange — ich hatte sie kaum vermißt — ich suchte sie. . .“

Leupold sprach diese Worte abgerissen, stockend — er fuhr mit der Hand über die Stirne hin. Es

war nur zu natürlich, daß er seine Ruhe und Fassung verloren hatte.

„War sie bereits ohne Bewußtsein?“

„Ja.“

„Welche Mittel haben Sie angewandt?“

„Wir haben die Schläfen, die Brust und die Füße gerieben — ich habe gehört, daß dies das beste Mittel sei.“

„Und noch hat die Bewußtlose kein Lebenszeichen gegeben?“

„Noch keines.“

Bolten fragte nicht weiter, denn es galt, schnell einzugreifen, ehe das Leben, von dem vielleicht nur noch ein schwacher Funken in dem bleichen, zarten Körper schlummerte, ganz entwich. Er rieb die Brust der Bewußtlosen mit einer Bürste; das Röten der Haut war ein günstiges Zeichen; er preßte vorsichtig den Leib, kein Tropfen Wasser entquoll dem Munde.

„Reiben Sie tüchtig an den Armen und Füßen,“ rief er dem Manne zu, der wie gelähmt daneben stand. „Ich hoffe, daß noch Rettung möglich ist und will versuchen, die Thätigkeit der Lunge wieder zu wecken. Gelingt dies, dann ist geholfen!“

Er hatte die hübschen und bleichen Züge der jungen Frau, welche kaum einige zwanzig Jahre zählen konnte, nur flüchtig betrachtet, als er sich jetzt über sie beugte, um ihr, Mund auf Mund ge-

preßt, Luft einzublasen und mit den Lippen wieder zu entziehen, um so den Athmungsproceß wieder herzustellen. Er zögerte unwillkürlich einen Augenblick. Wie fein geschnitten waren diese Züge; die Rippen hatten sich fest zusammengepreßt, als ob sie einen herben Schmerz zurückhalten und beherrschen wollten. Eine bezaubernde Anmut lag auf den bleichen Wangen; er empfand ein Gefühl der Scheu, diese Rippen mit den seinigen zu berühren; es war ihm, als ob er den Duft einer Blume dadurch abstreife und er mußte alle Kräfte zusammennehmen, um dies Gefühl zu überwinden.

Langsam und unermüdlich blies er der bereits lebenslosen Brust wieder Athem ein, er rieb der Bewußtlosen die Schläfen, die Stirne, und dann begann er dasselbe von Neuem. Eine unnennbare Angst, daß dies junge, schöne Leben entschwinden könne, erfaßte ihn und trieb Schweißperlen auf seine Stirne.

Endlich glaubte er ein schwaches Athmen ihres Mundes zu empfinden. War es nicht Täuschung? Hastig schnitt er in das Bettkissen eine Oeffnung, nahm eine leichte Feder heraus und hielt sie der regungslos Daliegenden an die Lippen.

Langsam, leise bewegte die zarte Feder sich hin und wieder.

„Sie lebt! Wir werden sie retten!“ rief er

mit einer Freude, als ob ihm selbst ein Leben geschenkt wäre, und mit erneuter Kraft setzte er seine Bemühungen fort.

Leupold antwortete nicht, aber diese Worte schienen auch ihm ein neues Leben zu geben; Volten hörte wie seine Brust tiefer und leichter aufathmete.

Langsam fortschreitend kehrte das Leben in der jungen Frau wieder, immer mehr gewann ihr Athmen an Kraft; schon brauchte Volten dasselbe nicht mehr zu unterstützen, die Lungen waren selbstständig wieder thätig.

„Sie ist gerettet — sie wird leben!“ sprach er leise, während sein Blick auf den schönen, bleichen Zügen haftete. Er wollte den Augenblick nicht versäumen, in dem sie die von langen, dunklen Wimpern umsäumten Lider aufschlug.

Endlich öffnete sie die Augen und wie aus einem Traume erwachend blickte sie sich um.

„Wanda, Wanda, Du lebst!“ rief Leupold und seine Stimme klang erregt.

Die zum Leben Erwachte schwieg, ihr Auge ruhte auf Voltens Gesicht, der halb über sie gebeugt da stand.

„Ich träume,“ sprach sie endlich mit leiser Stimme.

„Nein, Du träumst nicht, Du lebst!“ fuhr Reupold fort und beugte, Bolten sanft zur Seite drängend, sich über sie.

Einige Secunden lang blickte sie ihn starr an, dann schloß sie die Augen und wandte den Kopf halb zur Seite; ihre Brust athmete schneller, denn mit dem Leben schien auch eine leidenschaftliche Empfindung in derselben erwacht zu sein.

Reupold preßte die Lippen fest auf einander, er legte die Hand seiner Frau, welche er gefaßt hielt, langsam auf das Bett nieder und wandte sich zu Bolten.

„Herr Doktor, ist noch Gefahr vorhanden?“ fragte er.

„Ich glaube kaum,“ erwiderte Bolten. „Frei-
lich ist noch die größte Ruhe und Schonung erforderlich. Es ist gelungen, das Leben zurückzurufen
— es war allerdings die höchste Zeit!“

Er strich mit der Hand über die Stirne hin, denn er war angegriffen und erschöpft, wie er selten bei einer Operation sich gefühlt hatte.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Sie mich zu Dank verpflichtet haben,“ fuhr Reupold fort. „An Ruhe und Pflege soll es meiner Frau nicht fehlen, denn ich werde sie treuen und lieben Händen übergeben. Sie sind von der Anstrengung erschöpft,

bitte treten Sie hier in mein Zimmer und erholen Sie sich."

Er geleitete Bolten in ein elegant ausgestattetes, anstoßendes Zimmer, schellte, erteilte dem eintretenden Diener flüsternd einige Befehle und trat, während Bolten wirklich erschöpft auf einen Stuhl niedersank, mit einem Worte der Entschuldigung in das Zimmer zu seiner Frau zurück.

Die Hand vor die Augen gepreßt saß Bolten regungslos da. War es der Wein, den er mit dem Freunde getrunken, welcher in ihm nachstürmte; waren es die Züge, die Augen Leupolds, welche ihn so sehr erregten und eine Erinnerung, die er seit Jahren begraben zu haben glaubte, wieder wach riefen; waren es die dunklen, großen Augen der jungen Frau, ihr halb träumender, halb fragender Blick, ihre zarten Züge, ihre feingeschnittenen Lippen, um welche ein tiefer Schmerz zu zucken schien, die ihn so eigenthümlich bewegten?

Er begriff sich selbst nicht.

Der Diener riß ihn aus dieser Stimmung, indem er in das Zimmer trat und einige Flaschen und Gläser auf den Tisch setzte.

Gleich darauf trat Leupold wieder ein.

"Ich danke Ihnen noch einmal, Sie haben meine Frau in's Leben zurückgerufen," sprach er. Seine Worte waren artig und doch klang eine ge-

wisse Abgemessenheit hindurch. „Ich begreife, wie erschöpft Sie sich fühlen,“ fuhr er fort, „bitte, erweisen Sie mir die Freundlichkeit und nehmen Sie eine Erfrischung und Stärkung zu sich.“

Er füllte die auf dem Tische stehenden Gläser.

Bolten trank ein Glas und der alte, vorzügliche Rheinwein belebte wunderbar schnell seine Kräfte wieder.

„Nun die Gefahr vorüber ist, kann ich Ihnen gestehen, wie groß dieselbe war,“ sprach er. „Es hing das Leben an wenigen Minuten.“

„Ich habe Ihre Umsicht und Kunst bewundern gelernt,“ bemerkte Leupold.

„Wir Ärzte können nicht mehr thun, als der Natur unterstützend zu Hilfe kommen,“ entgegnete Bolten. „Es glückt uns nicht immer, auch wenn unsere Bemühungen und unser Streben dieselben sind. Es hängt bei dem Menschenleben oft so viel von wenigen Minuten ab; für uns giebt es keine größere und freudigere Genugthuung, als ein Leben zu retten!“

„Ihr Beruf ist ein sehr edler — ich weiß es,“ versicherte Leupold. „Haben Sie in Betreff meiner Frau noch besondere Verordnung zu treffen?“

„Geben Sie ihr ein Glas von diesem Weine, damit ihre Lebenskräfte angeregt werden — dann die größte Ruhe,“ gab Bolten zur Antwort. „Ghe

ich gehe, wünsche ich sie indessen noch einmal zu sehen."

Leupold eilte voran in das Zimmer der Kranken. Volten folgte ihm. Wieder bemerkte er das junge Mädchen, Jenny, welches bei seinem Eintreten sofort das Gemach verließ.

Er trat an das Bett der bleichen jungen Frau, deren dunkle Augen auf ihn gerichtet waren. Es lag ein Ausdruck tiefer Trauer in ihnen; sie schienen ihm mehr zuzurufen: „weshalb hast Du mich in das Leben zurückgeführt?“ als zu danken.

Vorsichtig prüfte er den noch immer äußerst matten Puls.

„Gönnen Sie sich die größte Ruhe,“ sprach er. „Sie werden sich sehr schwach fühlen, dieß wird indessen bald schwinden; versuchen Sie zu schlafen, denn der Schlaf wird Ihnen mehr nützen als irgend ein Mittel.“

Die Kranke antwortete nicht, sie schien seine Worte kaum zu hören, obschon sie ihn noch immer anblickte.

„Ich werde mir erlauben, morgen früh wieder nachzusehen,“ wandte Volten sich an Leupold.

„Darf ich fragen, um welche Zeit, damit ich Ihnen meinen Wagen senden kann?“ bemerkte dieser.

Bolten bezeichnete die Stunde.

Leupold geleitete ihn aus dem Zimmer, dann verbeugte er sich artig, aber kalt.

Vor dem Portale hielt der Wagen, um ihn zurückzubringen, und der Diener stand neben dem geöffneten Schlage; Bolten stieg ein und wurde ebenso schnell zur Stadt und zu seiner Wohnung zurückgebracht.

III.

Es war spät in der Nacht, als er in sein Zimmer trat, der Morgen fing bereits an zu dämmern; er dachte daran, sich zur Ruhe zu begeben, und doch fühlte er trotz der körperlichen Anstrengung nicht das geringste Bedürfnis nach Schlaf. Das soeben Erlebte stand noch in voller Frische vor seinem Geiste, es machte auf ihn den Eindruck des Geheimnisvollen und Rätselhaften, und in dem Zimmer auf und ab schreitend versuchte er klarer zu blicken und das Räthelhafte zu durchschauen.

War Leupold derselbe, mit dem er sich einst geschlagen hatte? Es war nicht möglich, da sein Gegner Köppen geheißen hatte, und was hätte ihn veranlassen können, seinen Namen zu verleugnen? Und doch wurde er wieder zweifelhaft, wenn er an Leupolds Augen dachte. Nie hatte er ähnliche Augen gesehen, es lag ein hochmütiger, lauernder und zugleich falscher Ausdruck in ihnen; war es möglich, daß es zwei paar Augen gab, welche einander so sehr glichen?

Es fiel ihm ein, daß Leupold sichtlich überrascht gewesen war, als er ihm entgegengetreten; allein konnte diese Überraschung nicht einen ganz anderen Grund gehabt haben?

Dann wieder dachte er an die bleiche, junge Frau mit den schönen Augen, aus denen ein so tiefer Schmerz leuchtete, wie sie zum Leben zurückgekehrt, den Blick starr auf ihren Gatten gerichtet und dann das Gesicht abgewandt hatte. War dies ein Wiedersehen nach einer überstandenen großen Gefahr? Auch Leupold erschien ihm kalt gewesen zu sein. Seine Gegenwart hatte nicht störend einwirken können, denn in solchem Augenblicke vergißt der Mensch die Rücksichten, welche er einer thörichten Form schuldig zu sein glaubt, da bricht das Herz sich gewaltsam Bahn.

Weshalb hatte Leupold das junge Mädchen, welches der Ähnlichkeit nach die Schwester seiner Frau zu sein schien, aus dem Zimmer gewiesen, obschon dessen Hilfe so nötig war?

Je mehr er nachsann, um so geheimnißvoller schien ihm das Rätsel zu werden. Erst jetzt fiel ihm die Stille in dem Hause auf, während die Herrin desselben in einer so großen Gefahr schwebte, die Schweigsamkeit des Dieners. Ein Gedanke stieg in ihm auf, den er sofort zu verscheuchen suchte, weil er keinen bestimmten Anhalt für denselben hatte.

allein derselbe kehrte wieder und wieder. Sollte die junge Frau, welche über das wiedererlangte Leben nicht die geringste Freude geäußert hatte, nicht durch einen Unfall in den Graben gestürzt sein? Sollte es ihr Wille gewesen sein, ihrem Leben ein Ende zu machen?

Daß sie mit ihrem Manne nicht glücklich lebte, war kaum noch zweifelhaft für ihn; was konnte indessen sie zu einem so gewaltsamen Schritte veranlaßt haben?

Al sein Nachsinnen war nicht imstande, den Schleier des Rätsels zu heben.

Da der Morgen bereits hereingebrochen war, warf er sich unausgekleidet auf das Sopha, um wenigstens noch für kurze Zeit Ruhe zu finden. —

Später als gewöhnlich erwachte er, durch den kurzen Schlaf wenig erfrischt, denn das, was vorher seine Gedanken so lebhaft beschäftigt, hatte der Traum in ihm weiter gesponnen. Deutlich hatte er im Traume Köppens Züge erkannt, Köppen und Leupold waren derselbe; wie ein böser Dämon hatte dieser die junge bleiche Frau an sich gefesselt, sie hatte verlangend nach Volten die Arme ausgestreckt, damit er sie aus der Gewalt ihres Mannes befreie. Er hatte ihr helfen wollen, da war Leupold wie einst vor ihn hingetreten und hatte ihm den Re-

voller entgegengehalten und seine Augen hatten noch höhrender gelächelt.

Dieser Traum hatte so lebhaft in ihm nach, daß er sich zusammenraffen mußte, um sich zu sagen, es sei nur ein Spiel seiner Phantasie gewesen.

Die Stunde, in welcher Leupolds Wagen ihn abholen sollte, rückte bereits heran und er eilte fort, um zuvor noch einige Kranke zu besuchen.

Genau um die Zeit, welche er bestimmt hatte, fuhr der Wagen vor dem Hause vor und wieder erschien der Diener in Livree, um ihn davon zu benachrichtigen.

„Wie befindet sich Ihre Herrin?“ fragte Volten.

„Ich weiß es nicht,“ gab der Diener zur Antwort, und kein Zug seines Gesichtes schien sich zu verändern.

„Ihr Herr hat Ihnen also nichts aufgetragen?“

„Nur daß ich Sie um diese Stunde abholen soll.“

Volten folgte ihm schweigend und stieg in den Wagen. Es fiel ihm auf, daß der Diener nicht einmal wußte, wie es seiner Herrin ging, nachdem dieselbe einer so großen Gefahr entrisen war.

Wieder gelangte er wie im Fluge vor der Grabenburg an, und der offene Wagen gestattete ihm wahrzunehmen, wie sehr das alte Gebäude sich verändert hatte. Es schien neu aufgebaut zu sein.

Weder an dem Hause noch in dem daranstoßenden Parke war irgend eine Spur des Verfalles mehr zu bemerken. Es hatten ein energischer Kopf und reiche Mittel dazu gehört, um beides in so kurzer Zeit gleichsam neu zu schaffen, denn soviel Bolten wußte, war die Grabenburg erst vor ungefähr einem halben Jahre in den Besitz ihres jetzigen Herrn übergegangen.

Der Diener geleitete ihn wieder die Treppe empor und über den Gang, welchen er bereits kannte. In dem Zimmer der Kranken empfing ihn Reupold, artig aber förmlich, wie einen ganz Fremden. In dem hellen Tageslichte konnte Bolten die Züge desselben deutlich betrachten, und jetzt schien er ihm doch ein Anderer zu sein, denn die wenigen Jahre konnten ihn kaum so alt gemacht haben; sobald er jedoch die Augen ansah, zweifelte er wieder.

„Hat Ihre Frau Gemahlin geschlafen?“ fragte Bolten.

„Ich glaube kaum, obschon sie meist regungslos und mit geschlossenen Augen dagelegen,“ erwiderte Reupold mit gedämpfter, leiser Stimme.

„Haben Sie ihr, wie ich bat, von dem Weine gegeben?“

„Gewiß, sie hat aber kaum einen Schluck getrunken.“

Bolten trat an das Bett der Kranken.

Sie schlug die Augen auf und blickte ihn halb ängstlich an. Ihre bleichen Wangen waren leicht gerötet, und Volten kannte diese Röthe nur zu gut, sie war ein sicheres Zeichen eines fieberhaften Zustandes. Ihr Puls bestätigte ihm dies.

„Sie haben nicht geschlafen?“ fragte er.

Sie schüttelte leise mit dem Kopfe.

„Fühlen Sie Schmerzen?“

Sie verneinte auch dies.

„Sie empfinden aber ein Gefühl der Schwäche?“

„Ja,“ gab die Kranke fast flüsternd zur Antwort.

„Ihr Puls geht schnell und hart — dies wird noch die Folge des Schreckens und der Aufregung sein. Ich werde Ihnen ein beruhigendes Mittel verschreiben, wiederhole aber noch einmal, daß Ihnen mehr noch der Schlaf nützen würde.“

„Ich kann nicht schlafen!“ rief die Kranke; sie sprach die Worte hastig, erregt und richtete den Kopf etwas empor. „Ich habe es versucht, allein die Bilder, die dann im Traum vor mir aufstiegen, schreckten mich noch mehr als das Wachen.“

„Wanda, Du bist erregt, das Sprechen wird Dich angreifen,“ fiel Leupold ein, und obchon er leise sprach, hatte seine Stimme doch etwas strenges.

Es schien fast, als ob er befürchte, daß seine Frau noch mehr sagen werde; sie ließ den Kopf an die Kissen zurücksinken und schwieg.

„Fühlen Sie irgend eine Beschwerde beim Atmen?“ fuhr Bolten fragend fort. „Einen Schmerz in der Lunge?“

„Nein, nein, nicht in der Lunge . . .“ entgegnete die Kranke, sie schien noch etwas hinzufügen zu wollen, verschwieg dies jedoch.

„Meiner Frau thut Ruhe not,“ sprach Leupold. „Ich werde alles aufbieten, daß sie durch nichts gestört wird.“

Er öffnete die Thür seines Zimmers und forderte Bolten durch eine Handbewegung auf, einzutreten. Er folgte ihm und schloß die Thür hinter sich.

„Meine Frau fiebert,“ fuhr er fort. „Sie ist ohnehin sehr nervös, und der Schrecken scheint sie doch mehr angegriffen zu haben, als ich anfangs befürchtete. Hat ihr Zustand irgend etwas Bedenkliches? Ich bitte Sie, mir ohne Umschweife die Wahrheit zu sagen.“

„Noch nicht,“ gab Bolten zur Antwort. „Noch ist es nicht möglich, zu erkennen, welchen Charakter das im Entstehen begriffene Fieber annehmen wird; ich hoffe jedoch, daß es vorzugsweise nur eine Folge der Aufregung und auch der Ermattung ist, dann wird es schwinden, sobald sie sich beruhigt und fest schläft.“

„Ich werde nicht von ihrer Seite weichen und jede Störung fernhalten,“ versetzte Leupold. „Meine

Frau war schon vor dem Unfall sehr nervös; mich befremdet deshalb ihr jetziger Zustand weniger, ich hatte sogar noch Schlimmeres befürchtet. Ich bitte Sie, etwas Beruhigendes zu verschreiben."

Während Volten sich an dem feinen, aus Eichenholz geschnittenen Schreibtisch niederließ, um das Rezept zu schreiben, ging Leopold im Zimmer auf und ab, ohne eine Sekunde lang den Blick von dem Arzte abzuwenden.

"Darf ich Sie morgen um dieselbe Stunde wieder durch meinen Wagen abholen lassen?" fragte er, als Volten sich erhob.

"Sie sind sehr aufmerksam, ich werde um dieselbe Zeit bereit sein," versicherte Volten. "Sollte das Fieber indessen im Laufe des Tages zunehmen, dann bitte ich Sie, es mich wissen zu lassen, ich möchte nichts versäumen, bis ich den Charakter desselben genau erkannt habe."

Leopold sagte es zu und geleitete ihn aus dem Zimmer. Genau wie am Tage zuvor stand vor dem Portale der Wagen und brachte ihn zur Stadt zurück. —

Volten traf im Laufe des Tages mit verschiedenen näheren Bekannten zusammen; er fragte sie nach dem jetzigen Besitzer der Grabenburg, keiner konnte ihm Auskunft geben. Er erfuhr nur so viel, daß Leopold erst seit einigen Monaten in der Graben-

burg wohnte und von allem Verkehr abgeschlossen lebte. Noch hatte ihn keiner von Boltens Freunden gesehen.

Am folgenden Morgen wurde Bolten mit derselben Pünktlichkeit von dem Wagen wieder abgeholt. Reupold empfing ihn wie am Tage zuvor. Er fand den Zustand der Kranken nicht besser; das Fieber hatte nicht zugenommen, sich aber auch nicht vermindert. Schlaf hatte die Kranke auch in der vorangegangenen Nacht nicht gehabt, und immer mehr kam Bolten zu der Überzeugung, daß ihre Schwäche einen seelischen und nicht einen körperlichen Grund hatte. Ihre großen, dunklen Augen blickten ihn halb fragend und halb ängstlich an; es schien ihm, als ob ihre Lippen sprechen wollten, und gleich darauf schlossen sie sich wieder fest, aber nicht ohne daß die Spuren eines inneren Kampfes auf ihrem Gesichte sichtbar wurden. Sie lehnte dann den Kopf wie lebensmüde in die Kissen zurück.

Er konnte nichts weiter thun, als seine Bitte um größte Schonung und Ruhe zu wiederholen.

Reupold war ganz wie am Tage zuvor. Er that einige Fragen, ohne daß seine Züge eine größere Besorgnis verrieten; sie waren so ruhig, so gleichmäßig, sie hatten den Anschein, als ob sie nie durch eine Leidenschaft bewegt wären, und doch verriet der schnelle und oft scheue Blick des Auges, daß in dem

Körper dieses Mannes ein leidenschaftliches, heißes Blut rann.

Der Wagen, der Bolten zur Stadt zurückbringen sollte, stand wieder auf dem Hofe, der Diener befand sich neben dem Schlage. Es machte dieses Gleichmäßige einen fast peinlichen Eindruck auf ihn. Alles erschien ihm hier wie eingeschüchtert, wie unter einem strengen, mitleidslosen Willen stehend. Über ihm leuchtete der Himmel so blau und friedlich, daß er es vorzog, zu Fuß zur Stadt zurückzukehren; ein kurzer Spaziergang that ihm ohnehin not, denn seit Tagen war er sehr in Anspruch genommen und in fortwährender Aufregung gewesen.

Der Park mit seinen grünen Plätzen und herrlichen Bäumen, die er von früher her kannte, blickten ihn so verlockend an und der Weg durch denselben führte ihn in kurzer Frist zur Stadt.

„Ich werde heute zu Fuß zurückkehren, der Himmel ladet zu einem Spaziergange ein,“ sprach er zu dem Diener.

„Wie Sie befehlen,“ lautete die Antwort.

„Kann ich durch den Park gehen? Der Weg durch denselben ist mir von früher her bekannt,“ fragte Bolten weiter.

Der Diener zögerte mit der Antwort, er schien

eine solche nicht geben zu dürfen, ohne seinen Herrn zuvor zu fragen.

„Sind die Thüren des Parkes offen?“ fragte Bolten.

„Ja, sie sind offen,“ bestätigte der Diener mit einer Stimme, als ob er es lieber verneint hätte.

Bolten trat in den Park ein. „Hier ist Alles bis auf den Diener rätselhaft!“ rief es in ihm. „Steht hier Alles unter einer unsichtbaren Macht, gegen die sich niemand aufzulehnen wagt?“

Seine Gedanken nahmen jedoch bald eine andere Richtung an, als er unter den schattigen Wipfeln der Bäume dahinschritt, als Blütenduft ihm entgegenwehte und ihn die Stille und der Frieden der Natur umgab. Ja, hier war Frieden! Seine Brust dehnte sich in der herrlichen, frischen Luft. Wie lange hatte er sie nicht genossen! Sein Beruf zwang ihn, von Krankenbett zu Krankenbett zu eilen, an sich selbst zu denken hatte er seit Wochen wenig Zeit gehabt.

Er beneidete den Besitzer der Grabenburg, denn welcher Genuß, unter diesen Bäumen an jedem heiteren Morgen zu wandeln, oder mit einem Buche auf einer der Ruhebänke sich niederzulassen! Welches behagliche Gefühl, das Geräusch und das Treiben des Lebens in der Ferne an sich vorüberziehen zu

lassen und hier wie auf einer stillen Insel des Friedens zu weilen!

Konnte es in dieser Umgebung andere als lachende Gesichter geben? War der Pulsschlag des Herzens hier nicht schneller und lauter? Die Vögel in den Bäumen sangen eine Melodie, welche in jeder Menschenbrust wiederhallen mußte; er fühlte sich abgespannt und doch hätte er in sie einstimmen mögen, so erheiternd wirkte sie auf ihn.

Er verließ den Weg und schlug einen Nebenpfad ein, nur um einige Zeit länger in dieser erfrischenden Umgebung weilen zu können; die Ausgangsthür zu finden, konnte ihm ja nicht schwer werden. Und wenn der Park ein Labyrinth gewesen wäre, gern hätte er stundenlang nach dem rechten Wege gesucht.

Der Pfad zwischen dem Gebüsch endete mit einer plötzlichen Biegung auf einem kleinen, freien Platze, der von den weit sich ausdehnenden Zweigen einer Linde beschattet wurde. Auf einer Bank am Stamme des Baumes bemerkte er eine weibliche Gestalt; er erkannte das junge Mädchen, Jenny, welches er in der Nacht, als er zu Hilfe gerufen war, nur flüchtig gesehen hatte.

Er stand still und wollte sich zurückziehen, um die allein Dasitzende nicht zu stören; schon hatte

indessen auch sie ihn gesehen, denn sie erhob sich und trat schnell auf ihn zu.

„Herr Doktor, es ist mir lieb, daß ich Sie allein treffe,“ sprach sie und ihre Stimme zitterte leise, erregt. „Ist Gefahr für meine Schwester vorhanden?“

Bolten antwortete nicht sofort, sein Auge ruhte auf der hübschen Gestalt. Erst jetzt wurde er gewahr, wie auffallend sie der Kranken glich, aber ihre Wangen waren frischer, auf ihrem Gesichte lag noch der volle, duftige Hauch der Jugend, denn sie mochte höchstens achtzehn Jahre zählen; ihre großen Augen hatten denselben dunklen Glanz, aber aus ihnen sprach nicht die tiefe, hoffnungslose Trauer.

„Ist Gefahr für sie vorhanden?“ wiederholte Jenny. „Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit! Ich kann sie ertragen, sie wird mich weniger peinigen als dieses ungewisse Bangen, als dieses Schwanken zwischen Hoffen und Furcht.“

„Ich hoffe nicht,“ entgegnete Bolten.

„Sie hoffen nur und können mir nicht einmal die Gewißheit geben!“ rief Jenny, und ihre Stimme klang verzweiflungsvoll. „Wenn der Arzt nur hofft, dann steht es schlimm, dann weiß er, daß die Menschenkraft und das Menschenwissen nicht mehr ausreicht!“

Sie preßte die Hände in einander, als ob sie ihren Schmerz überwältigen wollte.

„Sie deuten meine Worte falsch,“ sprach Volten.
„Ich habe die feste und begründete Hoffnung, daß die Kranke wieder genesen wird. Können wir Ärzte mehr aussprechen als ein Hoffen? Reicht des Menschen Wissen so weit, daß er nur eine einzige Stunde sicher vorausblicken kann? Es wäre Vermessenheit, bestimmen zu wollen, was in der nächsten Minute sein und geschehen wird!“

Jenny schien durch diese Worte beruhigter zu werden.

„Ich danke Ihnen,“ sprach sie. „Bieten Sie all Ihr Wissen und Ihre Kunst auf, daß meine arme Schwester bald wieder hergestellt wird. Ihre Rippen verraten nicht, wie sehr sie leidet; kein Wort der Klage kommt über dieselben, ich lese es indessen in ihren Augen!“

„Ihre Schmerzen scheinen nicht körperliche zu sein,“ bemerkte Volten.

Jenny blickte ihn halb erschreckt, halb prüfend an; ihre Wangen schienen um einen leisen Ton bleicher zu werden.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete sie. „Ihr Körper ist so zart, daß ein heftiger Sturm ihn brechen kann. Wodurch wird sie am schnellsten wieder genesen?“

„Durch Ruhe.“

„Durch Ruhe,“ wiederholte Jenny, indem ihre

dunklen Augen starr vor sich hinblickten, als ob sie hinzufügen wollte: „wo soll sie dieselbe finden?“

„Ja, Ruhe des Körpers, der Nerven und — Ruhe des Herzens,“ bemerkte Volten.

„Hat Ihre Wissenschaft kein Mittel, um dem Körper und zugleich auch den Empfindungen Beruhigung zu verschaffen?“ fragte Jenny aufblickend.

„Nein. Wir können das Blut beruhigen, können die Nerven für kurze Zeit betäuben, es ist indessen nicht mehr als ein Rausch, dem das Erwachen wieder folgt; für die Empfindungen giebt es nur ein Mittel der Beruhigung, das ist Vergessen, und dies kann kein Arzt geben!“

Jenny schwieg und blickte vor sich hin.

„Verlassen Sie meine Schwester nicht, sie bedarf Ihrer Hilfe so sehr!“ rief sie endlich mit flehender Stimme.

Volten versprach, Alles, was in seinen Kräften stehe, zu thun, und entfernte sich. Er bemerkte nicht mehr den Blumenduft und die schattige Stille des Parkes; des Mädchens erregte Worte hallten in ihm wieder, immer und immer glaubte er ihre dunklen Augen vor sich zu erblicken und den weichen, leise bebenden Ton ihrer Stimme zu vernehmen.

In sich gekehrt, den Blick auf den Weg geheftet, verließ er den Park und kehrte langsam zur Stadt zurück. Alles schien in der Grabenburg vereint zu

sein, um die Menschen glücklich zu machen, und doch schlug dort vielleicht kein einziges Herz glücklich.

Jenny's Worte hatten ihm bestätigt, daß das Leiden der Kranken mehr ein seelisches war; wohl mußte er, daß er wenig Hilfe bringen konnte, er wollte indessen Alles anbieten, um die Leidende zu kräftigen.

Seit Jahren war er nicht so erregt gewesen; er sehnte sich, sich auszusprechen, und unter all seinen Freunden besaß er nur einen Einzigen, dem er Alles mitteilen konnte, weil er mußte, daß er ihn verstand, das war Merkel, und dieser war verreist.

Innerlich verstimmt, mit Empfindungen, die er selbst nicht begriff, langte er in seiner Wohnung an. Er warf sich auf das Sopha und versank in ein träumendes Brüten; Leopolds unangenehme Züge, das bleiche Gesicht der Kranken und die dunklen Augen Jenny's tauchten vor ihm auf; er wollte sich gewaltsam aus dieser Stimmung herausreißen und nahm ein wissenschaftliches Buch zur Hand; selbst dieses vermochte am heutigen Tage seine Gedanken nicht zu fesseln, zwischen den Buchstaben erschienen entweder Leopolds Gesicht oder Jenny's Augen. Er las mechanisch weiter und weiter, während seine Gedanken in der Grabenburg weilten.

Ärgerlich warf er endlich das Buch auf den

Tisch. Die Stunde, welche an seiner Thür als Sprechstunde bezeichnet war, war herangerückt; er fühlte jedoch, daß er an diesem Tage nicht imstande war, dieselbe einzuhalten. Konnte er ruhig den Pulsschlag einer Hand zählen? War er imstande, in gewissenhafter Weise nach den Leiden eines Hilfesuchenden zu forschen?

Er setzte den Hut auf und verließ hastig das Zimmer, als befürchte er, von einem Kranken noch getroffen und in Anspruch genommen zu werden.

Erst als er auf der Straße in dem bunten und geschäftigen Treiben der Menschen dahin schritt, wurde ihm leichter, dies Treiben riß ihn gleichsam von ihm selbst los und das that ihm wohl. Endlich kam er dahin, daß er sich selbst ein Fremder erschien, der von der Menge mit weiter geschoben wurde.

Er trat in eine Weinstube, in welcher er um diese Stunde seit langer Zeit nicht gewesen war. Es war ihm lieb, daß er mehrere Bekannte antraf, welche ihn mit freudigem Rufe empfingen.

„Volten, ich weiß, daß jetzt Ihre Sprechstunde ist,“ rief einer der Bekannten, indem er ihm ein gefülltes Glas entgegenhielt. „Sind Ihre Patienten so selten geworden, daß Sie die Stunde nicht mehr innehalten?“

„Nein,“ entgegnete Volten, durch diesen heiteren Zuruf angenehm berührt. „Ich will versuchen, ob

ich meine Sprechstunde nicht hierher, in die Wein-
stube, verlegen kann, in vino veritas, und Sie Alle
werden mir beistimmen, daß der Wein schon manches
Übel geheilt hat.“

„Er ruft aber auch Übel hervor,“ warf ein
kurzer, wohlbeleibter Herr ein.

„Freund, Sie denken bei jeder Gelegenheit an
das Podagra, dem Sie nicht entgehen werden,“ be-
merkte Bolten, indem er sich lachend niedersezte.

„Noch habe ich es nicht!“ rief der Kurze.

„Sie bekommen es, verlassen Sie sich darauf,“
versicherte Bolten. „Sie hätten es längst, wenn Sie
eine bessere Sorte Wein tranken; daß Sie sich mit
dem schlechtesten Gewächse, welches es giebt, begnügen,
ist bis jetzt Ihre Rettung gewesen, aber auch Sie
entgehen Ihrem Geschicke nicht, denn auf das Po-
dagra dürfen Sie weit sicherer rechnen als auf den
Himmel.“

„Nun sagen Sie einmal ehrlich, was Sie zu
dieser Stunde hierher führt?“ fragte ein Dritter.
„Das Verlangen nach einem Glase Wein ist es
nicht, denn ich weiß, daß Sie in Ihrem Keller sehr
feine Marken liegen haben.“

„Sie haben Recht,“ versetzte Bolten, „nicht der
Wein hat mich hierher gezogen, sondern das Ver-
langen, gesunde Menschen zu sehen. Wer Tag für
Tag nur mit Kranken verkehrt, wer immer nur von

Schmerzen und Leiden hört, der sehnt sich nach gesunder Luft und gesunden Menschen! Wer wie Sie nur die eine Sorge kennt, die Zinsen seines Vermögens zu verzehren, der begreift freilich schwer, wie viel ein Arzt zu leiden hat."

"Nun, auch die Ärzte werden gegen die Leiden Anderer abgestumpft, es ist ja ihr Beruf," entgegnete der Rentier. "Und es ist ein Glück für sie."

"Glauben Sie wirklich, daß dem so ist?" warf Bolten nicht ohne leisen Spott ein. "Es läßt mich freilich kalt, wenn ich ein Bein abzunehmen habe oder jemand klagt über Rheumatismus; es giebt aber Leiden, die schwerer wiegen als körperliche Schmerzen; Leiden, gegen welche wir Ärzte kein Mittel haben, die den ganzen Menschen fassen und schütteln! Wir bemitleiden einen Invaliden, der mit einem Holzbein durch das Leben geht, und er fühlt sich vielleicht so glücklich, wie sich nur ein Mensch fühlen kann, denn er braucht nur einen Stiefel und besitzt nur einen Fuß, auf den die Menschen ihn treten können. Ist der nicht hundertmal schlimmer daran, der ein krankes Herz mit sich durch das Leben trägt, der den Glauben an Glück längst verloren und das Dasein nur als eine Last empfindet? Gegen solche Leiden werden auch unsere Nerven nicht abgestumpft, wir haben den ehrlichen Willen zu helfen und stehen meist ohnmächtig da!"

Der Rentier begriff ihn nicht recht, denn nach seiner Überzeugung gab es eigentlich nur zwei wirklich bittere Leiden: das Sinken der Wertpapiere und Zahnschmerzen. Er verschwieg dies jedoch, weil er vor Boltens Kenntnissen eine zu hohe Achtung besaß.

Es gelang Bolten wirklich, sich im Kreise der Freunde zu erheitern, und als er die Weinstube wieder verließ, nahm ihn sein Beruf so sehr in Anspruch, daß er für andere Gedanken keine Zeit gewann. Erst am Abende, als er in seine Wohnung zurückgekehrt war, gedachte er Jenny's Worte wieder. Er hatte als Arzt schon in so manches Familiengeheimniß geblickt und nie war der Wunsch in ihm aufgestiegen, noch tiefer zu sehen, er hatte es immer als etwas ihm fern Stehendes von sich fortgedrängt; dieses Mal wünschte er dennoch, zu ergründen, was die junge Frau so schwer niederzudrücken schien. Jenny schien es zu wissen, allein auch sie konnte sicherlich der Schwester nicht helfen.

Am Morgen des folgenden Tages saß er in seinem Zimmer, um den Wagen zu erwarten, der ihn zur Grabenburg bringen sollte. Reupold hatte ihm zwar nicht gesagt, daß er ihn holen lassen werde, er schien es jedoch nur vergessen zu haben. Mit Spannung dachte Bolten daran, ob der Zustand der jungen Frau noch immer derselbe sein werde, da

trat Leupolds Diener in das Zimmer und übergab ihm einen Brief.

„Hat der Zustand Ihrer Herrin sich verschlimmert?“ fragte Bolten bestürzt, ehe er das Couvert öffnete.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete der Diener und wandte sich der Thür zu.

„Warten Sie!“ rief Bolten.

„Mein Herr hat mir gesagt, daß eine Antwort nicht nötig sein werde,“ bemerkte der Diener und verließ das Zimmer.

Bolten eilte an das Fenster und blickte auf die Straße, vor dem Hause stand kein Wagen. Was hatte dies zu bedeuten? Mit sichtbarer Unruhe öffnete er den Brief, mehrere hundert Mark Banknoten lagen darin, das Schreiben enthielt nur die wenigen Zeilen:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Da der Zustand meiner Frau sich wesentlich gebessert hat, so glaube ich Ihre Hilfe und Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen zu dürfen. Für Ihre so erfolgreichen Bemühungen sage ich Ihnen meinen aufrichtigsten Dank und erlaube mir als Zeichen desselben die einliegenden Banknoten beizufügen.

Mit der Versicherung der größten Hochachtung
Hartwig Leupold.“

Noch einmal überlaß Bolten die Zeilen, dann ließ er die Hand, welche den Brief hielt, langsam niedersinken. Ein neues Rätsel war an ihn herangetreten, für welches er noch weniger eine Lösung fand. Reupold täuschte ihn, die Kranke konnte noch nicht so weit wieder hergestellt sein, daß die Hilfe eines Arztes unnötig erschien. Dieser Brief enthielt eine schroffe Zurückweisung in sehr artigen Worten, und doch durfte er sich gestehen, nichts versäumt und Alles gethan zu haben, was jeder tüchtige Arzt an seiner Stelle gethan haben würde. Ganz andere Gründe, die er nicht kannte, mußten hier mitgewirkt haben. Er fühlte sich tief verletzt, und die überreiche Belohnung seiner Bemühungen war am wenigsten geeignet, ihn zu beruhigen. Befürchtete Reupold, daß die Kranke ihm mehr verraten werde, als ihm lieb war? Einmal hatten ihre Lippen sich bereits zu dem Zwecke geöffnet und nur sein schnelles Dazwischentreten schien sie verhindert zu haben, auszusprechen, was so schwer auf dem Herzen der Kranken lag.

Oder sollte er sich dennoch nicht täuschen, sollte Reupold wirklich der sein, mit dem er vor Jahren eine so ernste Begegnung gehabt hatte? Sollte er ihn wieder erkannt haben und den ungerechtfertigten Groll zu fest in sich bewahrt haben, um von dem einstigen Gegner einen Dienst anzunehmen?

Er durchmaß aufgeregt das Zimmer. So bescheiden er in seinem Auftreten war, besaß er doch einen innern Stolz, an dem niemand rütteln durfte. Leupold sollte nicht glauben, daß er mit Geld die schroffe Zurückweisung übergolden könne! Er wollte das Geld nicht annehmen! Ohne einen Augenblick zu zögern, würde er die Banknoten weggeworfen haben, selbst wenn er ein Bettler gewesen wäre, denn seine Ehre war nie käuflich gewesen.

Er trat an seinen Schreibtisch, um Leupold das Geld mit den Worten zurückzusenden, daß er sich noch nie für ein halbvollendetes Werk habe bezahlen lassen. Er wollte ihm dadurch zeigen, daß er seiner Versicherung, der Zustand seiner Frau habe sich wesentlich gebessert, nicht glaube und wohl errate, daß andere Gründe bestimmend eingewirkt, um seine Hilfe abzulehnen.

Seine Hand zitterte so erregt, daß er die flüchtig niedergeschriebenen Worte wieder zerriß und den Brief in den Papierkorb warf. Leupold sollte nicht sehen, wie sehr er aufgeregt war.

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und Merkel trat ein.

„Da bin ich wieder!“ rief er lachend. „Das echte Exemplar eines Pechvogels! Das war eine kurze Vergnügungs- und Erholungsreise! Aber die Berge habe ich ganz in der Nähe gesehen, nur auf

sie bin ich nicht gekommen, das Geschick hat es nicht gewollt! Freund, sieh mich nicht so starr an, als ob nur mein Geist vor Dir stände, ich bin es selbst, Fritz Merkel, Dr. phil., Schriftsteller und was das Schicksal sonst aus mir noch machen wird."

"Fritz, ich freue mich aufrichtig, daß Du wieder hier bist!" rief Volten, des Freundes Hand erfassend.

"Auch das noch!" fuhr Merkel in scherzendem Tone fort. "Du freust Dich über mein Mißgeschick! Nun laß Dir erzählen über meine Irrfahrt, sie war kürzer als die des Ulysses, aber viel schlechter ist es dem alten Griechen auch nicht ergangen. Glücklicherweise langte ich auf der Eisenbahn am Fuße des Gebirges an, welches mir verlockend entgegenschimmerte; ich war in einer so glücklichen Stimmung, daß ich die Telegraphenstangen, die mich eigentlich während der ganzen Fahrt gelangweilt hatten, hätte besingen können. Eine Eisenbahnfahrt ist für einen gebildeten Menschenkörper, wie Du als Arzt mir zugeben mußt, eine ganz unnatürliche Bewegung; ich begab mich sofort in ein Hotel, mich zu erfrischen. Dies gelang mir auch, denn eine Flasche guten Weines bringt die durchschüttelten Lebensgeister wieder in Ordnung. Ich wollte bezahlen und suchte meine Brieftasche, welche alle meine irdischen Schätze barg — hier in dieser Tasche hatte ich sie geborgen, und ich gebe Dir die Versicherung, daß ich mindestens zwanzigmal

in die Tasche gegriffen habe, ohne sie zu finden, als ob in diesem engen Raume, welchen vielleicht ein Schneiderlehrling angefertigt hat, sich eine Briefftasche verlieren könnte, die außer meinem ganzen Vermögen noch drei mißlungene Gedichte und die Liste all meiner Gläubiger enthielt. Kurz, die Briefftasche war fort und mit ihr der dritte Band meines Romans, auf den ich so viel Fleiß verwandt hatte, der dritte Teil meines Honorars steckte nämlich darin. Ich habe darüber nachgesonnen, ob dies das erste, das zweite oder das dritte Drittel gewesen sei, und nach reiflicher und vernünftiger Überlegung bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß es der letzte Teil sein müsse, weil er von dem Ganzen mir übrig geblieben war. Ob ich nun die Briefftasche verloren habe, oder ob sie mir gestohlen ist, weiß ich nicht, ich vermute jedoch, das letztere wird der Fall gewesen sein, und ich wünsche es auch, denn ein Taschendieb wird mein sauer verdientes Geld nicht zu frommen Zwecken benutzen, sondern lustig verthun. Welch ein erbärmliches Geschöpf der Mensch ohne Geld ist, habe ich eigentlich erst eingesehen, als ich den Wirt bezahlen wollte und keines besaß. Ich gab ihm meine Uhr, welche ich nur aus Anhänglichkeit bei mir trug, denn richtig ging sie bereits seit Jahren nicht mehr, und der ehrliche Mann gab mir genau so viel heraus, daß ich die Rückfahrt bezahlen konnte.

Da bin ich nun wieder, aber viel Erholung und Vergnügen habe ich von meiner Reise eigentlich nicht gehabt.“

„Fris, mit Freuden will ich das Verlorene Dir zehnfach ersetzen!“ rief Volten. „Ich freue mich, daß ich Dich wieder habe, denn gerade in diesen Tagen hast Du mir gefehlt; es ist so viel an mir und in mir vorübergegangen, daß ich es allein kaum überwältigen konnte, und Du weißt, daß ich niemand weiter habe, der wie Du aufrichtigen Anteil nimmt und mich versteht.“

Merkel blickte ihn einen Augenblick lang erstaunt an, dann rief er: „Alexander, Du hast Dich verliebt! Dein sprödes Herz ist endlich besiegt und Du rufst jetzt mit mir in freier Bearbeitung nach Schiller: Und die Liebe, sie ist doch kein leerer Wahn!“

„Nein, nein!“ entgegnete Volten ernst lächelnd und zog den Freund auf das Sopha. „Höre mich ruhig an!“

Er erzählte ihm sein erstes Zusammentreffen mit Leupold und die Vermutung, die sich ihm durch die Ähnlichkeit aufgedrängt hatte.

Merkel sprang wieder auf.

„Ich muß den Mann sehen und will Dir dann mit voller Bestimmtheit sagen, ob er derselbe ist, der — der — Du verstehst mich!“ rief er. „Ich behaupte, auf der ganzen Erde giebt es nicht ein

zweites paar Augen, wie sie jene lange Gestalt besaß, falsch, versteckt, hochmütig, leidenschaftlich und mitleidslos ruhig! Wenn ich ein Maler wäre, so würde ich sie mit zwei Strichen hier auf den Tisch zeichnen! Ich habe namentlich von dem, was ich in der Schule gelernt habe, viel wieder vergessen, aber diese Augen sind mir fest in der Erinnerung geblieben — ich kann mich nicht irren!”

„Auch ich habe sie nicht vergessen und doch bin ich meiner Sache nicht gewiß,“ fuhr Bolten fort und erzählte Alles, was er wahrgenommen, alle Eindrücke, die sich ihm aufgedrängt, bis auf den Brief, den er vor kurzer Zeit empfangen hatte.

Merkel hatte ihm, ohne ihn zu unterbrechen, zugehört, sein Gesicht war ernster und ernster geworden.

„Zeig mir den Brief,“ sprach er endlich.

Bolten kam seinem Wunsche nach.

Merkel trat an das Fenster und las die wenigen Zeilen; er schien sie zu studieren.

„Die Worte sind sehr gewählt und artig,“ sprach er endlich. „Wer eine Niederträchtigkeit so fein und geschickt einzuhüllen versteht, ist ein schlauer Kopf! Alexander, lach mich nicht aus, ich weiß, daß mit der Beurteilung der Handschriften viel Schwindel getrieben wird; es ist eine Thorheit, aus den Schriftzügen erkennen zu wollen, ob jemand aus kurzer

oder langer Zigarrenspitze raucht, ob er sich, wenn er Schulz heißt, mit einem z oder k schreibt, dennoch prägt sich in der Handschrift der Charakter aus. Sieh, es ist mir, als ob diese Buchstaben Leben und Augen gewännen; sie sind glatt und gewandt, sie verraten einen zähen Charakter und doch fehlt ihnen jeder edle, markige Kern! Macht es nicht den Eindruck auf Dich, als ob Dir aus den Buchstaben des Namens Hartwig Leupold die Mündung eines Revolvers entgegenblickte, schimmert aus ihnen nicht ein heimliches, höhrendes Lächeln hervor?“

„Halt! Deine Phantasie geht mit Dir durch!“ unterbrach ihn Volten.

„Ich glaube nicht,“ versetzte Merkel, „ich bin ruhiger, als Du glaubst! Wüßte ich nicht, von wem dieser Brief ist, so würde ich Dir dennoch sagen: traue diesem Schreiber nicht! Alexander, Du mußt wissen, daß ein scharf ausgeprägter Charakter seinen Stempel Allem, was er thut, selbst dem Geringsten, ausprägt; es geschieht nicht mit seinem Willen, er kann nicht anders! Dem Ehrlichen gelingt kein falscher Zug und dem Falschen kein ehrlicher; studiere die Menschen nach ihren Eigentümlichkeiten und Du wirst aus der Art und Weise, wie sie eine Prise nehmen, erkennen können, welchen Charakter sie haben!“

„Ich hatte die Absicht, Leupold das Geld zu-

rück zu senden," sprach Bolten und fügte hinzu, was er dazu hatte schreiben wollen.

Merkel schüttelte mit dem Kopfe.

„Du würdest eine Thorheit begangen haben," entgegnete er. „Wozu willst Du, da vor Dir noch ein Rätsel liegt, welches Dich interessiert, da dieser Reupold Dir gewissermaßen als Gegner gegenübersteht, ihm verraten, daß Du ihn durchschaust? Das würde ihn nur mahnen, gegen Dich noch vorsichtiger zu sein. Sei einem Schlaunen gegenüber wieder schlau. Wir wollen erst erforschen, weshalb er Deine Hilfe nicht mehr wünscht.“

„Er hegt vielleicht kein Vertrauen zu mir und hat sich deshalb an einen andern Arzt gewandt," bemerkte Bolten. „Dies würde ich ihm wahrlich nicht übel nehmen, nur hätte er es mir offen sagen sollen.“

„Ist dies wirklich Deine Ansicht, Alexander?" warf Merkel ein. „Du hast mir den Herrn als einen klugen Kopf geschildert, da muß er wissen, daß er keinen besseren Arzt als Dich finden kann.“

„Du siehst mich wieder mit den Augen des Freundes an.“

„Durchaus nicht, denn ich ärgere mich oft genug über Dich, weil Du Deine Bescheidenheit gewöhnlich zur un rechten Zeit anwendest," fuhr Merkel lebhaft fort. „Doch wir wollen darüber jetzt nicht streiten.“

Zunächst will ich erforschen, ob dieser Leupold wirklich Derjenige ist, der einst eine Harzreise mit dem Revolver in der Tasche machte."

„Wie willst Du dies erfahren?"

„Ich werde mir sein Gesicht ansehen."

„Wo wirst Du ihn treffen? hast Du Lust, ihm einen Besuch abzustatten?"

„Nein, Freund, denn wenn er wirklich der frühere lange Student wäre, so dürfte dieser Besuch nicht ganz ohne Folgen bleiben. Ich glaube nicht, daß ich ihm gegenüber imstande wäre, mich zu beherrschen, und ich will keinen Streit herbeiführen, obschon ich, wie Du mir zugeben wirst, vortrefflich schieße. Ich habe mich im Schießen geübt, um an dem langen Menschen Vergeltung zu üben, allein ich bin älter geworden und denke über das Duell anders. Nur in einer sehr ernstesten Sache würde ich mich noch schlagen, dann müßte aber auch der Ausgang des Duells ein tödtlicher sein. Ich hoffe Gelegenheit zu finden, mir das Gesicht des Herrn Leupold anzusehen, und ich habe ein scharfes Auge für die Züge eines Menschen. — Nun lebe wohl!"

Er verließ schnell das Zimmer. —

IV.

Merkel hatte sich mehrere Tage bei seinem Freunde nicht sehen lassen; da trat er eines Morgens in seiner raschen, lebhaften Weise in Boltens Zimmer.

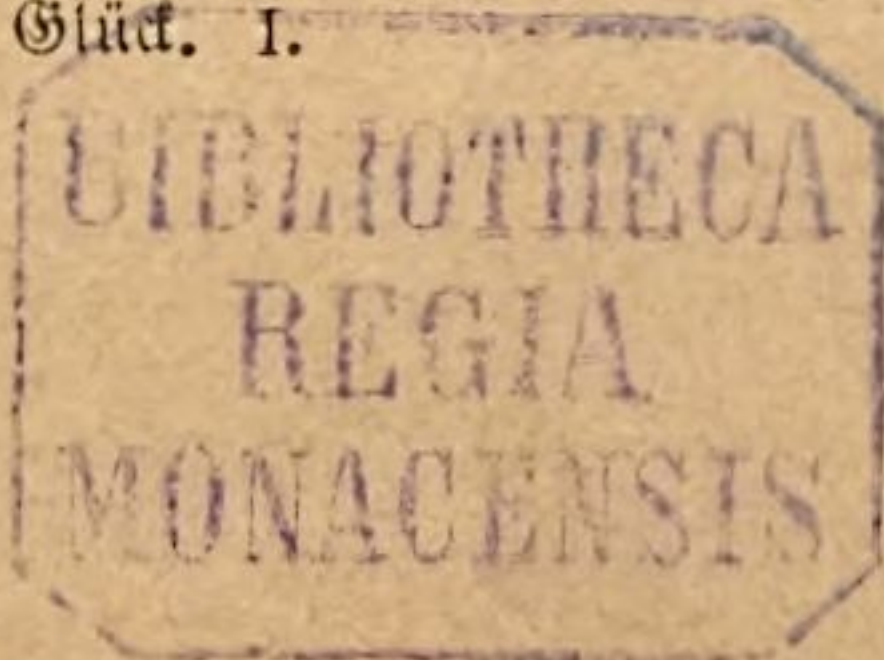
„Ich habe ihn gesehen!“ rief er, noch ehe er Boltens die Hand zum Gruße entgegenstreckte.

„Wen?“ fragte dieser überrascht.

„Den Mann mit den langgeschlitzten Augen. Zwei Tage lang habe ich die Grabenburg förmlich belagert, das heißt, ich lag versteckt im Hinterhalte, der Mann zeigte sich nicht; da wagte ich mich in den Park und lag wie ein Hase versteckt im Gebüsch, und nun endlich war das Glück mir gewogen, er schritt dicht an mir vorüber, langsam, und oben= ein fiel das Sonnenlicht hell auf sein Gesicht, so daß ich dasselbe wirklich studieren konnte.

„Und was ist Deine Ansicht?“ unterbrach ihn Boltens.

„Er sieht aus wie der lange Student, und doch weiß ich nicht, ob er es ist. Ich habe geschwankt hin und wieder; ich sagte mir, er muß es sein, und



dann tauchten wieder Zweifel in mir auf, und das Resultat von Allem ist, daß ich noch immer Zweifel hege.“

„Ganz wie ich,“ erwiderte Volten; „ich glaube es und glaube es wieder nicht!“

„Wenn Du den Menschen veranlassen könntest, daß er seinen Bart abschnitte, derselbe ist ohnehin nicht schön,“ fuhr Merkel fort, „dann würde es vielleicht leichter werden, ihn wieder zu erkennen. Die Augen und die Gestalt stimmen, allein bei reiflicher Ueberlegung habe ich mir gesagt, daß es sehr wohl zwei Menschen mit solchen Augen und solcher Länge geben kann, denn woher soll die Natur bei den vielen Millionen Menschen schließlich die besonderen Modelle hernehmen? Übrigens mag dieser Leupold sein, wer er will, mein Freund kann er nie werden, schon weil er hellblonde Haare hat. Es liegt ein Ausdruck in seinen Zügen, der mich förmlich zurückgestoßen hat.“

„Genau dieselben Empfindungen ihm gegenüber habe auch ich gehabt,“ entgegnete Volten; „ich wollte sie verscheuchen und nicht auf sie hören, jetzt sehe ich doch ein, daß sie nicht ganz unberechtigt waren. Du hast mich zu Dank verpflichtet, weil Du mir Deine Zeit geopfert; dies Opfer hat oben ein nicht einmal einen bestimmten Erfolg gehabt.“

„Doch, Freund, doch!“ unterbrach ihn Merkel.

„Wenn ich auch über diesen Mann noch in Zweifel bin, so habe ich doch eine ganz andere Entdeckung gemacht, welche Dich jedenfalls sehr interessiren wird. Reupold war nicht allein, ein Zweiter schritt an seiner Seite, und dieser war unser Freund Thomas!“

„Thomas!“ rief Volten überrascht. „Wie kommt er zu Reupold?“

„Sieh, dieselbe Frage ist bereits in mir aufgestiegen und außerdem wollte ich sie an Dich richten. Verdächtig ist dies unter allen Umständen. Sie müssen schon länger bekannt sein, denn sie gingen sehr gemüthlich neben einander, Thomas mit sehr großen Schritten, um mit seinem langen Begleiter in gleichem Tempo zu bleiben; ihre Unterhaltung war eine sehr lebhaft.“

„Welchen Gegenstand betraf dieselbe?“

„Freund, mein Kopf hat bereits außerordentliche Anstrengungen gemacht, denselben aus den wenigen Worten, die in mein Ohr gelangten, zu errathen, es ist mir nicht gelungen. Thomas führte vorzugsweise das Wort; er sprach von sehr eifrigen Bemühungen, die man vorläufig noch streng geheim halten müsse; sein Begleiter stimmte ihm bei. Das ist Alles, was ich gehört habe. Was sind das für Bemühungen? Daß unser Freund sie eifrig betreibt und sie geheim zu halten wünscht, spricht Beides dafür, daß sie nicht viel taugen; mehr habe ich

aus den Worten nicht ergründen können. Reicht Dein Scharfsinn weiter?"

„Es kann sich um sehr unversängliche Bemühungen gehandelt haben,“ bemerkte Volten.

„Das glaube ich nimmermehr, denn ich konnte die Gesichter Beider beobachten, und sie haben mir mehr verrathen als die wenigen Worte. Thomas sah sehr schlau aus, er lächelte pfiffig und schien alles aufzubieten, um seinen Begleiter für seine Idee zu gewinnen; Leopold warf nur einen flüchtigen Seitenblick auf ihn; er schien ihn vollständig zu durchschauen und deshalb so ruhig zu bleiben, weil er sich ihm überlegen fühlte. Thomas hat sich sehr verändert; wo ist das lustige Gesicht des Studenten geblieben? Es liegt um seinen Mund ein Zug, als ob er ewig an Zahnschmerzen litte, aus seinen Augen leuchtet trotz des demüthigen Blickes Hochmut.“

Volten blickte sinnend vor sich hin.

„Neugier hat nie zu meinen Schwächen gehört, und doch möchte ich wissen, was diese beiden Männer zusammengeführt hat,“ sprach er endlich. „Thomas gehört zu den sogenannten Frommen und ich glaube Leopold hat nie eine fromme Regung empfunden.“

„Ist dies notwendig, um zu der frommen Partei zu gehören?“ warf Merkel lachend ein. „Kann er nicht aus zwanzig anderen Gründen zu einem Anschlusse gedrängt sein? Er sieht nicht aus, als ob

er sich den Zwecken einer Partei dienstbar machte, sondern als ob er die Partei nur zu seinen Zwecken benutze. Er scheint übrigens reich zu sein, denn ich habe die alte Grabenburg kaum wieder erkannt, so stattlich und neu ist sie hergerichtet; auch der Park ist wieder verjüngt. Die Veränderungen, die er in ihm vorgenommen, deuten entschieden auf einen gebildeten Geschmack. Auf die Gefahr hin, von dem Gärtner oder einem Diener hinausgewiesen zu werden, durchschritt ich ihn; außer Leupold und dem Candidaten erblickte ich jedoch kein menschliches Wesen in ihm.“

*

*

*

Zur selben Zeit, als dieses Gespräch zwischen den beiden Freunden stattfand, saß Thomas in seinem Zimmer. Es war ein helles und großes Gemach, welches der Wohnung eines Candidaten, wie man sich dieselbe gewöhnlich vorstellt, wenig entsprach, denn es zeigte in der ganzen Ausstattung und Einrichtung Eleganz und Sauberkeit.

Man ist gewöhnlich geneigt, sich von einem Candidaten, der mit Sehnsucht auf eine Pfarre wartet und sein Leben bis zu diesem glücklichen Zeitpunkte durch Privatunterricht fristet, das Bild eines hageren jungen Mannes, mit bleichem Gesicht und etwas abgeschabtem Roke zu machen; dieses Bild paßte indessen nicht auf Thomas. Wohl hatten auch seine

Wangen eine etwas bleiche Farbe, seine Kleidung war jedoch sauber und gewählt, seine Wäsche fein. Er gab freilich auch keinen Privatunterricht und sehnte sich nicht nach einer Pfarre, denn seinen Wünschen schwebte ein viel höheres Ziel vor.

Obgleich er der Sohn eines Dorfpfarrers war, schrak er doch vor dem Gedanken zurück, auf ein Dorf versetzt zu werden, mit den Bauern verkehren und wohl gar seinen Aohl selbst bauen zu müssen. Seine Neigungen hatten eine ganz andere Richtung angenommen, und selbst die Aussicht, einen eigenen Herd gründen zu können, hatte nichts Verlockendes für ihn, da er nicht den Wunsch hegte, sich unter das Joch der Ehe zu beugen und seine Sorgen Frau und Kindern zuzuwenden.

Ein angenehmeres Leben als jetzt konnte er kaum je zu führen hoffen. Er war sein eigener Herr, war mit Arbeit, die er nicht sehr liebte, keineswegs überbürdet und brauchte sich kaum einen Genuß zu versagen. Von welchen Mitteln er lebte, wußte Niemand genau, denn das geringe Vermögen, welches sein Vater ihm hinterlassen hatte, würde nicht einmal für seine notwendigsten Bedürfnisse ausgereicht haben, und bei aller Frömmigkeit verstand er, sehr gut zu rechnen und seinen Vorteil fortwährend im Auge zu behalten.

Er lag auf dem Sopha ausgestreckt, laß in

einem Buche und rauchte eine Cigarre. Die letztere schien ihn jedoch mehr zu interessiren als das Buch, denn wiederholt ließ er dieses niedersinken und blies, den Kopf nach hinten gebogen, den Rauch langsam und mit sichtbarem Wohlbehagen in die Luft. Seine Augen schlossen sich dabei halb und es prägte sich in seinem Gesichte ein unverkennbar verschmilter Ausdruck aus.

Während er so dalag, trat der Postbote in das Zimmer und brachte ihm einen Brief. Ohne seine Lage zu verändern, empfing er denselben und die Neugierde, welche sich auf seinem Gesichte ausgeprägt hatte, schwand, als er die Aufschrift las; aus der Handschrift erkannte er, daß der Brief von seiner Mutter war.

Er legte den Brief auf den Tisch und zündete erst seine Cigarre in Ruhe wieder an, dann erbrach er das Couvert. Kaum hatte er indessen wenige Zeilen gelesen, so richtete er sich empor, seine Brauen zogen sich zusammen und auf der Stirne traten zwei Adern sichtbar hervor. Dann warf er den Brief unwillig auf den Tisch, sprang auf und rief: „Nie — nie! Das fehlte noch, mich einengen zu lassen und vielleicht den Gehorsamen und Aufmerksamen zu spielen! Ich will frei bleiben, will nicht jeden meiner Schritte beobachten lassen und vielleicht gar Vorwürfe hören!“

Thomas durchschritt das Zimmer in größter Aufregung; er blieb jedoch schon nach wenigen Minuten wieder stehen, nahm den Brief zur Hand, um ihn noch einmal zu lesen. Das Schreiben lautete:

„Mein lieber Karl!

„Wenn ich Dir heute schon wieder schreibe, so geschieht es, weil Du eine Stelle meines letzten Briefes in Deiner Antwort mit keinem Worte erwähnt hast. Solltest Du sie übersehen haben oder ein Gelingen darauf für überflüssig halten — beides würde mir schmerzlich sein, denn der Gegenstand, den ich allerdings nur leise berührte, fast nur flüchtig andeutete, um nicht von vorne herein auf Dich bestimmend einzuwirken, hat für mich eine große Wichtigkeit und beschäftigt meine Gedanken schon seit geraumer Zeit täglich. Ich habe vielleicht nicht recht gethan, daß ich Dir nicht sogleich ganz offen schrieb; weiß ich doch, daß ich Dir mit vollem Herzen vertrauen kann, und nach dem Tode Deines Vaters bist Du mein treuester, ja fast mein einziger Berater, zu dem ich bei jeder ernststen Gelegenheit meine Zuflucht nehme.

„Ich will Dir, mein lieber Sohn, nun ganz offen schreiben, wie es mir um's Herz ist, welche Wünsche und Hoffnungen ich hege. Ich deutete in meinem letzten Briefe an, daß es doch schön wäre,

wenn wir wieder vereint wären und zusammen wohnen könnten — ja, dies ist mein liebster Wunsch. Ich würde denselben vielleicht noch zurückgehalten haben, wenn nicht noch ganz andere Gründe auf die Erfüllung desselben drängten. Das geringe Wittwengehalt, welches ich beziehe, und das kleine Vermögen, welches Dein Vater mir und Deiner Schwester hinterlassen hat, schützen uns vor Not, weiter aber reichen sie auch nicht. Hier in der kleinen Stadt reichen wir, da wir unsere Bedürfnisse nach Möglichkeit einschränken, damit aus; ich würde mich auch willig fügen und gern noch mehr entbehren, wenn mich die Zukunft Deiner Schwester nicht besorgt machte; hier verkümmert sie. Du weißt, daß Ida Anlage zur Musik hat, sie ist sehr fleißig und strengt all' ihre Kräfte an, um sich zu vervollkommen, und doch ist dies hier nur bis zu einem mäßigen Grade möglich, weil hier kein tüchtiger Lehrer ist. Es ist Ida's Entschluß und auch mein Wunsch, daß sie sich zur Musiklehrerin ausbildet, damit ihre Zukunft für alle Fälle eine gesicherte ist. Da sie nun beinahe achtzehn Jahre alt ist, so darf sie nicht länger in ihrer Ausbildung mehr zögern; es wird deshalb zur Nothwendigkeit, daß wir nach einer größeren Stadt ziehen, wo ihr die Möglichkeit der Ausbildung durch tüchtige Lehrer geboten ist.

„Nun kommt mein Vorschlag, lieber Karl, den

ich lange mit mir herumgetragen und nach allen Seiten überlegt habe. Sollen wir nicht nach D. ziehen? Höre, wie ich mir dieß gedacht habe. Wir miethen eine Wohnung und ziehen zusammen. Glaube nicht, daß wir Dir zur Last fallen wollen; durch die gemeinsame Wohnung und Wirtschaft würdest auch Du gewinnen; mit Freuden und Aufopferung will ich die Wirtschaft besorgen, und Du sollst wieder die mütterliche Pflege genießen, welche Du so lange entbehrt hast. Ich kenne die Verhältnisse einer großen Stadt nicht, dennoch sage ich mir, daß wir drei zusammen wohlfeiler und besser leben können, als wenn wir hier wohnen und Du in D. Dir soll durch unsere Übersiedelung keine Last und Störung erwachsen, ich will all' meine Kräfte aufbieten, um beide von Dir fern zu halten, und daß Deine Mutter mit Wenigem hauszuhalten versteht, weißt Du; das Leben und die Verhältnisse haben es sie gelehrt.

„Und ich gönne auch Ida, daß sie etwas vom Leben kennen lernt. Die Jugend des armen und guten Kindes ist bis jetzt sehr still, ja ich möchte sogar sagen, sehr arm an Freuden dahin geflossen. Von allem, was den Geist und das Gemüt bildet, hat sie bis jetzt fast nichts kennen gelernt, sie weiß nichts von Kunst und Theater, sie hat nie den Genuß und Eindruck einer guten und großen Musik empfunden. Sie ist so bescheiden und wird es bleiben,

auch wenn sie mehr kennen lernt. Ich habe Ida bis jetzt nur die Möglichkeit einer solchen Aussicht angedeutet und mit wirklich ergreifendem, inneren Jubel hat sie dieselbe aufgenommen, denn ihr ganzes Streben ist darauf gerichtet, sich auszubilden. Sie liest wohl fleißig, allein das Meiste erscheint ihr wie ein Traum, denn sie vermag ja nicht zu begreifen, daß das Leben wirklich so ist, wie es ihr geschildert entgegentritt.

„Erwäge, mein Sohn, meinen Vorschlag; ich wiederhole Dir noch einmal, es sollen Dir durch uns keine Opfer und keine Störungen erwachsen; ich will mich gern noch mehr einschränken, wenn ich nur die Mittel finde, um die Zukunft Deiner Schwester zu sichern; denn sollte sie sich nicht verheirathen, so muß sie die Fähigkeit besitzen, sich selbst durch das Leben zu helfen. Prüfe Alles in Ruhe, und dann gieb mir Deine Antwort. Ich brauche Dir nicht zu schreiben, wie glücklich es mich machen würde, wenn ich wieder in Deiner Nähe wäre und auch für Dich sorgen könnte; es würde dies auf meinen Lebensabend noch ein freundliches Sonnenlicht werfen.

„Ida weiß nicht, daß ich Dir schreibe; ich will in ihr nicht Hoffnungen erwecken, ehe ich weiß, ob dieselben erfüllt werden können. Lebe wohl mein Karl! Mit der innigsten Liebe

Deine Mutter.“

Wieder warf Thomas den Brief auf den Tisch und seine Lippen preßten sich fest auf einander, ein bitterer, unwilliger Zug war um dieselben gelagert. So stand er regungslos einige Minuten da; er schien zu überlegen.

Mit einem halb heiseren Tone lachte er endlich auf und seine Gestalt richtete sich empor, als ob sie gewaltsam eine Last abschütteln wolle.

„Fürwahr, ein freundlicher Vorschlag!“ rief er, die Arme über die Brust kreuzend und langsam im Zimmer auf- und abgehend. „Eine Wohnung und eine Wirtschaft, deren Kosten doch vorzugsweise ich zu bestreiten haben würde! Opfer und Störungen sollen mir nicht daraus erwachsen! Ist das kein Opfer, wenn ich meine Freiheit aufgebe, wenn ich das, was mir das Leben angenehm macht, mit Anderen theile, wenn ich in jeden Schritt meines Lebens einen Einblick thun lasse? Oder ist das keine Störung, wenn ich den ganzen Tag die Klavierübungen meiner Schwester hören und sie des Abends wohl gar in Konzerte und Theater begleiten soll? Tüchtiges wird das Mädchen nie leisten, dazu ist sein Sinn zu einfach und befangen, in ihm walt auch nicht ein Tropfen Künstlerblut, es wird nie durch eigene Kraft aus den engen Verhältnissen sich empor ringen! Und weshalb auch? Meine Mutter meint es gut, wenn sie mich pflegen will, allein ich bedarf keiner

Pflege und bin Gottlob der mütterlichen Obhut erwachsen. Sie vermag sich nicht vorzustellen, daß in einer großen Stadt ein Junggesell sich sehr gut selbst pflegen kann. Ohnehin würde sie mich nicht mehr begreifen, denn unsere Anschauungen und Wege sind nicht dieselben. Sie dürfen nicht kommen, lieber würde ich selbst D. verlassen!“

Er trat an das Fenster und blickte auf die Straße hinab, auf seinem Gesichte war noch nicht der geringste mildere oder freundlichere Zug zu bemerken.

Seine Schwester kümmerte ihn wenig, denn er hatte sie nie wirklich geliebt. Sie stand ihm eigentlich auch ziemlich fern, denn neun Jahre jünger als er, war sie noch ein kleines Kind gewesen, als er das väterliche Haus verlassen hatte, um das Gymnasium zu besuchen. Seitdem war er immer nur auf kurze Zeit, in den Ferien, im Vaterhause gewesen und hatte auf die jüngere Schwester, die seine Interessen nicht verstand, immer mit dem Gefühle der Geringschätzung herabgeblickt und die Annäherung derselben oft als ihm lästig zurückgewiesen. Ida hatte zu dem Bruder immer halb mit Bewunderung halb mit Scheu aufgeblickt, denn sowohl ihr Vater wie ihre Mutter hingen an dem Sohne, der neun Jahre lang ihr einziges Kind gewesen war, mit einer

faßt abgöttischen Liebe, sie überschätzten seine Anlagen und guten Eigenschaften.

An die Liebe seiner Mutter dachte Thomas nicht, ohne daß sich ein Vorwurf in seiner Brust regte; er mußte, daß sie ihm jedes Opfer bringen würde, an ihr gutes Herz und ihre Güte hatte sich nie der geringste Zweifel gewagt; es währte indessen nicht lange und er hatte dies Gefühl des Vorwurfs von sich fortgedrängt. Hatte er sich doch schon seit Jahren gewöhnt, manches Gefühl, welches noch aus früherer Zeit her sich regte, zum Schweigen zu bringen. Er wollte Alles niederwerfen, was seinen Plänen und seinem Egoismus hindernd entgegentrat, und in dieser Beziehung besaß er einen festen Willen.

Er sann nach, in welcher Weise er den Wunsch und die Absicht seiner Mutter verhindern könne, ohne ihr die Beweggründe, die ihn leiteten, zu verrathen; es konnte ihm dies nicht schwer werden, weil seine Mutter ihm unbedingt vertraute und an keinem seiner Worte zweifelte, denn seit dem Tode ihres Mannes, mit dem sie glücklich gelebt hatte, war er ihr einziger Hort geworden.

Er wandte sich vom Fenster ab und schien einen Ausweg gefunden zu haben, denn sein Gesicht war ruhiger geworden, und nachdem er eine neue Cigarre angezündet hatte, ließ er sich an dem Schreibtische

nieder und ohne langes Zögern flog seine Feder über das Papier hin.

Thomas schrieb Folgendes:

„Meine geliebte Mutter!

„Als ich Deinen lieben Brief empfing, jubelte es in mir beim Lesen desselben laut auf. All die glücklichen Stunden und Tage, welche ich in dem Vaterhause erlebt, tauchten in meiner Erinnerung auf; ich fühlte wieder, wie Deine liebe, weiche Hand mir schmeichelnd über das Haar hinstrich und Dein Auge sorgend über mich wachte! Der Gedanke, mit Dir und der guten Ida wieder vereint zu werden, Euch täglich, ja stündlich zu sehen, Euch immer in meiner Nähe zu wissen, erfüllte mich mit unsagbarer Freude; ich wollte mich sogleich niedersetzen und Euch schreiben: Kommt! kommt! und nur Deine Worte, daß ich Deinen Wunsch und Vorschlag in Ruhe erwägen und prüfen möge, hielten mich zurück. Ich habe sie erwogen, ehrlich und aufrichtig, und ich darf Dir gestehen, daß es mir nicht leicht geworden ist, denn ich hatte gegen mein Herz anzukämpfen, welches sofort entschieden hatte. Es ist ein schwerer Kampf, dem, was wir am liebsten wünschen, entsagen zu müssen, weil die Verhältnisse es nicht gestatten, weil nach ruhiger und gewissenhafter Prüfung unser Verstand uns sagt: Thue es nicht, wofür Dein Herz sich so schnell entschieden hat, es wählt ohne Über-

legung, es gleicht dem Kinde, das nach dem Gegenstande verlangend die Hände ausstreckt, der ihm am verlockendsten entgegenschimmert. Ja, es ist mir schwer geworden und mir hat nur der eine Gedanke Beruhigung verschafft, daß dieses Leben sowohl mit seinen Freuden wie mit seinen Entsagungen bloß eine Übergangsstufe ist, durch welche wir eine höhere erreichen! Und überwinden wir Menschen doch gern und freudig die Mühen und den oft gefährvollen Weg eines steilen Berges, um seinen Gipfel zu erreichen, dessen reinere Luft und schöne Aussicht uns für alle Beschwerden entschädigt!

„Ja, meine geliebte Mutter, ich habe schwer gekämpft und meine Hand zittert, indem ich Dir schreibe, daß Deinem Wunsche, der ja auch mein Wunsch ist, große und schwer zu besiegende Hindernisse sich entgegenstellen. Laß Dir in Ruhe meine Gründe auseinandersetzen. Zuerst werde ich selbst aller Wahrscheinlichkeit nach nicht lange mehr in D. bleiben, ich habe Hoffnung, bald von hier versetzt zu werden. Näheres kann ich Dir vorläufig noch nicht mittheilen. Wollte ich das, warum ich selbst bittend eingekommen bin, rückgängig zu machen suchen, so würde ich mir vielleicht für meine ganze Zukunft schaden, und ich weiß, daß Du dies am wenigsten wünschest. Dennoch würde ich Euch gern dies Opfer bringen, wenn ich mir sagen könnte, daß Eure Übersiedelung hier-

her die Hoffnungen, welche Du daran knüpfst, erfüllen würde. Das Leben ist hier teuer, sehr teuer, und die Mittel, welche Dir zur Verfügung stehen, reichen zu dem Leben hier nicht aus, und ich selbst könnte Euch nur wenig unterstützen, weil ich es nicht im Stande bin; könnte ich es, so würde Niemand glücklicher sein als ich. Meine liebe Mutter, Du kennst das Leben einer großen Stadt nicht. Hier inmitten des Reichthums und Glanzes würdest Du Deine beschränkten Verhältnisse doppelt peinlich empfinden, es würden hier für Ida Gefahren herantreten, welche ich kaum zu denken wage! Über wie viele Unglückliche, welche einst in besseren Verhältnissen lebten und den verlockenden Verführungen, deren Gefahr sie vielleicht nicht einmal ahnten, nicht widerstehen konnten, rauschen hier die Wogen des Lebens dahin und werfen sie endlich mitleidslos und vernichtet an den öden Strand! Du wirst mir erwidern, daß der Hauch der Unschuld schützt, daß der Tugend eine Kraft innewohnt, sich selbst zu bewahren — nicht hier, wo die Sünde sich selbst in den Mantel der Tugend hüllt. Bin ich doch selbst erschrocken, als ich das Leben hier kennen lernte. Hier habe ich erst erfahren, wie viele Schäden der goldene Schimmer des Reichthums verdeckt.

„Bleibe in Deiner kleinen Stadt, geliebte Mutter. Du selbst würdest hier bald eine innere Dede und

Angst empfinden, die Dich mit Gewalt wieder forttriebe; erziehe Ida zu einem einfachen und guten Mädchen; ihre Zukunft ist nicht ohne Sicherheit, denn nie werde ich vergessen, daß sie meine Schwester ist! Du schreibst mir, daß sie von Allem, was den Geist und das Herz bilde, fast nichts kennen gelernt habe, daß Kunst und Theater ihr fremd seien — laß' es ihr fremd bleiben, denn was sich unter dieser verlockenden Hülle birgt, giebt keine Bildung, es führt uns nur auf die Pfade, die wir nicht wandeln sollen, weil sie uns immer mehr von dem entfernen, was doch unser einziges Heil ist und in Ewigkeit bleiben wird!

„Ich hoffe, es wird mir bald vergönnt sein, Euch zu besuchen, dann werde ich Dir eingehend auseinandersetzen, was ich brieflich nur andeuten kann.

„Es ist mir schmerzlich, daß ich Dir einen lieben Wunsch habe vernichten müssen, und doch ist es besser, als wenn Du sähest, daß Du Dich in Allem getäuscht, als wenn Du später die Frage an mich richtetest: Weshalb hast Du mir dies nicht gesagt? Ich habe Dich um Deine ehrliche Meinung gebeten und Du hast geschwiegen, weil Du auf Dein Herz zu viel hörtest!

„Nun lebe wohl, meine geliebte Mutter! Was soll ich Dir über meine Verhältnisse viel schreiben?

Ich klage nie, weil ich die Gegenwart immer nur als eine Übergangsstufe zur Zukunft ansehe und weil ich mit allem Denken und Empfinden auf die letzte Zukunft vertraue, der keiner von uns Allen entgehen wird!

„Bewahre Deine mütterliche Liebe Deinem Dich liebenden und stets kindlich dankbaren

Karl.“

In einem Zuge und mit unverkennbarer Gewandtheit hatte er den Brief geschrieben und beendet, dann richtete er sich auf, als habe er eine unangenehme Arbeit abgethan. Noch einmal durchlas er die Zeilen und über sein Gesicht glitt ein zufriedenes Lächeln hin.

„Dieser Brief wird den thörichten Wunsch vernichten!“ sprach er zu sich selbst. „Sie passen auch Beide nicht hierher,“ fuhr er fort, um die Stimme, die sich immer wieder in seinem Innern erhob, zum Schweigen zu bringen. „Sie haben schon den Übergang vom Dorfe zur kleinen Stadt empfunden; von der gewaltigen Kluft, die zwischen beiden und der Großstadt liegt, haben sie keine Ahnung. Es würde den Eindruck auf sie machen, als ob sie plötzlich aus dem Nachen, in welchem sie über einen kleinen Landsee gleiten, auf ein gewaltiges Schiff versetzt würden, das den Ocean durchfurcht. Die Wogen thürmen sich und schlagen über Deck, die mächtigen Mast-

bäume beugen sich, als wären sie Gerten, daß Rettung suchende Auge blickt nach Land und soweit es reicht, nichts als die wildbewegten Wogen! Der Ruf verhallt in dem Brausen des Sturmes, der Mensch fühlt, daß er ein Nichts ist, preisgegeben den Stürmen und Wogen! Beide sind dem nicht gewachsen!“

Dann verschloß er den Brief in seinem Schreibische, er konnte ihn noch nicht fortschicken, denn seine Mutter mußte den Glauben gewinnen, daß er ihren Wunsch wirklich sehr reiflich überlegt und mit sich selbst gekämpft habe, als er ihr geschrieben.

Er kleidete sich an und verwandte auf seine Toilette die größte Sorgfalt, eine größere, als man bei seiner frommen Richtung von ihm hätte erwarten sollen. Noch einmal trat er vor den Spiegel und strich mit der Hand über die Stirne hin, um die letzte Spur einer Falte darauf zu verwischen.

Als er das Haus verließ, sah sein Gesicht so ruhig aus, als hätte sich nie der Ausdruck einer Leidenschaft darauf ausgeprägt, als nehme er Alles, was das Geschick über ihn verhänge, ruhig auf als den Willen und die Prüfung eines Höheren. Und doch konnte er einen Zug des Hochmuts, der sich seinem Gesichte zu fest eingeprägt hatte, nicht verwischen.

Langsam ging er über die Straße, den Blick

ruhig vor sich hingerichtet, als nehme er an dem geschäftigen Leben und Treiben, welches ihn umwogte, nicht den mindesten Anteil, und doch entging seinem scharfen Auge kaum der geringste Gegenstand. So schritt er ruhig an Personen, die er nicht kennen wollte, vorüber, ohne zu grüßen, und Jeder mußte glauben, er habe dieselben nicht bemerkt.

Er bog in eine der Straßen ein, welche sich auf den ersten Blick als eine Wohnstätte der reicheren und vornehmen Welt herausstellte, denn die Häuser trugen mehr den Charakter von Villen. Auf eines dieser Häuser, welches nicht durch seine Größe, aber wohl durch die Reinheit des Stils, in welchem es erbaut war, auffiel, trat Thomas zu. Es lag etwas zurückgebaut in einem sorgfältig gepflegten Garten. Auf dem kleinen blank gepushten Schilde über der Thürflingel stand nur „v. Kolbe“.

In ruhiger, unbefangener Weise, welche verrieth, daß Thomas dies Haus nicht zum ersten Male betrat, zog er an der Klingel, und der die Thür öffnende Portier ließ ihn mit stummer Verbeugung wie einen bereits Erwarteten eintreten.

„Ist die Exzellenz allein?“ fragte Thomas, ohne den Gruß zu erwidern.

Der Portier antwortete bejahend.

Der Kandidat schritt über die Hausflur und stieg langsam die mit einem wertvollen Teppiche

belegte Treppe empor. Sein Tritt war nicht zu vernehmen. An einer Glasthür stand noch einmal der Name des Besitzers, „General v. Kolbe“.

Thomas öffnete die Thür ruhig, leise. Eine Dienerin trat ihm entgegen und fragte, ohne nach seinem Begehr zu forschen: „Soll ich Sie melden?“

„Haben Sie die Freundlichkeit,“ entgegnete Thomas und seine Stimme klang weich, fast bittend.

Die Dienerin öffnete die Thür eines mit größtem Luxus ausgestatteten Salons, ließ ihn eintreten, folgte ihm und eilte in ein Nebengemach, dessen Thür sie halb geöffnet ließ.

„Kommen Sie, kommen Sie, lieber Thomas!“ hörte der Kandidat eine leise, zitternde Stimme rufen und schnell und doch leise trat er in das Nebengemach.

In dem durch die niedergelassenen Rouleaux nur von einem Dämmerlicht erhellten Zimmer saß eine gebeugte, alte Dame auf dem Sopha. Decken umhüllten sie, obgleich in dem Raume eine schwüle, dumpfe Luft herrschte; ein Augenschirm von grüner Seide verbarg fast ganz das Gesicht der alten Dame, welche sich mit Mühe etwas emporrichtete und winkend Thomas die Hand entgegenstreckte.

„Kommen Sie,“ wiederholte sie. „Sie wissen ja, daß ich mich immer freue, wenn Sie kommen.“

Thomas eilte auf die Dame zu, erfaßte die leise

zitternde Hand derselben und führte sie an seine Rippen.

„Ja, ich weiß, Erzellenz, daß Ihre Güte gegen mich unsagbar groß ist,“ entgegnete Thomas. „Wenn ich hier eintrete, erfaßt mich jedesmal das Gefühl, als ob ein Heiligtum, ein Tempel der Milde und Güte sich vor mir öffne.“

Die alte Dame schwieg einen Augenblick, die Worte schienen ihr wohl zu thun.

„Sagen Sie lieber, der Hauch des Grabes wehe Ihnen hier entgegen, denn dieser Raum birgt ja eine bereits halb Erstorbene,“ fuhr sie dann fort. „Aber Sie sind zu gut, um dies zu sagen; in Ihrem jungen Herzen wohnt zu viel Mitleid, als daß Sie mich Alte und Kranke vergessen könnten.“

„Erzellenz, Sie wissen, wie glücklich ich bin, weil ich Sie besuchen darf,“ fiel Thomas ein und seine ruhige Stimme wurde etwas lauter und hatte einen wohl lautenden Klang.

„Lassen Sie — setzen Sie sich,“ unterbrach ihn die Alte und versuchte mit der schwachen Hand einen Sessel näher an sich heran zu ziehen.

Thomas bemerkte es, kam ihr zu Hilfe und ließ sich neben ihr nieder.

„Auch ich bin jung gewesen und weiß, daß in der Jugend uns das Leben mit heiteren Augen anblickt,“ fuhr die alte Dame fort. „Freuden und

Zerstreuungen winkten auf allen Seiten, deshalb rechne ich es Ihnen so hoch an, daß Sie mich alte Frau nicht vergessen. Ich zähle die Stunden, bis Sie kommen, denn wenn Sie neben mir sitzen und ich Ihre Stimme höre, dann ist es mir stets, als ob auch für mich eine glückliche Zeit wiederkehren könne, mein thörichtes Herz wagt für kurze Zeit wieder zu hoffen und doch weiß es, daß es nichts mehr zu hoffen hat.“

Sie war auf das Sopha zurückgesunken und saß gebeugt da. Vor ihrem Auge schienen Bilder aufzutauchen, welche den matten Pulsschlag ihres Herzens belebten, ihre Gedanken eilten um Jahre zurück. Sie war glücklich verheiratet gewesen und obschon sie seit langen Jahren kränklich und hinfällig war, hatte sie dies doch weniger empfunden, weil sie ihren Mann innig liebte und ihr ganzes Herz an ihrem Sohne, ihrem einzigen Kinde, hing. Ihr bedeutender Reichtum hatte ihr jede Annehmlichkeit des Lebens gestattet, sie hatte in Begleitung ihres Mannes die teuersten Bäder besuchen und die Hilfe der berühmtesten Aerzte in Anspruch nehmen können, freilich ohne Heilung gefunden zu haben.

Da hatte sie ihren Gatten, welcher General war, durch den Tod verloren. Dieser Verlust hatte sie auf das heftigste erschüttert, und nur in ihrem Sohne, einem sehr befähigten jungen Manne, der

zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte und sich trotz seiner Jugend bereits zum Hauptmann emporgeschwungen hatte, fand sie einigen Trost. Er war nun der einzige Zweck und die einzige Freude ihres schwachen Lebens. Plötzlich traf sie der harte Schlag, daß ihr Sohn, Kurt v. Kolbe, in einem Duell gefallen war; die Kugel seines Gegners hatte seine Brust durchbohrt, so daß er schon nach wenigen Stunden starb. Die unglückliche Mutter glaubte diesen Schmerz nicht überleben zu können, sie wünschte sich den Tod; ihr schwächlicher, fränklicher Körper trogte indessen allen Stürmen.

Jahrelang lebte sie von aller Welt abgeschlossen nur ihrem Schmerze; ihr sonst so klarer Geist schien schwach geworden zu sein und sie fand die einzige Beruhigung darin, daß sie mehr und mehr der frommen Richtung sich hingab. Weil ihre geschwächten Augen ihr das Lesen nicht mehr gestatteten, hatte sie einen gleichgesinnten, jungen Mann gesucht, der ihr dann und wann aus der Bibel und einem Gebetbuche vorlese. Thomas war ihr empfohlen, und schon nach dem ersten Besuche, den er ihr abstattete, hatte sie eine innige Zuneigung zu ihm gefaßt, weil der Klang seiner Stimme sie an die ihres geliebten Sohnes erinnerte.

Der Kandidat besuchte sie nun fast täglich; er mußte, welche Stelle er in dem Herzen der alten

Frau einnahm, und in kluger Weise suchte er dieselbe zu behaupten und für sich auszunutzen. Die Besuche bei der Generalin waren für ihn ein Opfer, zu dem er sich oft mit aller Gewalt zwingen mußte; die Pläne, welche er jedoch verfolgte, mahnten ihn zum Ausharren; er betrachtete sie als eine Widerwärtigkeit, die aber schließlich reich belohnt werden mußte.

„Die Erinnerung ist es, welche uns die edelsten Freuden bereitet,“ erwiderte er auf die Worte der alten Dame.

„Sie ruft auch die Schmerzen in uns wieder wach,“ entgegnete die Generalin; „all' die Thränen, die wir geweint haben, all' die Verluste, welche durch eine höhere Fügung uns beschieden sind.“

„Die Schmerzen und trüben Stunden hat die Zeit gemildert und gleichsam mit einem Hauche der Verklärung umgeben,“ fuhr Thomas fort. „Sie machen unsere Brust nicht mehr bange erzittern, weil wir eine Fügung Gottes in ihnen erkannt haben; nur ein Gefühl wehmüthiger Trauer rufen sie in uns hervor, während die Erinnerung uns das Glück und die Freuden der Vergangenheit noch im vollen Glanze und Schimmer zeigt.“

„Sie haben Recht,“ sprach die Generalin mit tiefem Seufzer, „es giebt indessen Schmerzen, welche das Herbe nie verlieren. — Weshalb kamen Sie

gestern nicht? Es war der Todestag meines Sohnes, und ich habe sie bis zum Abend erwartet. Sie sind ja der Einzige, dem ich mein Herz ganz offen anvertraue und der meine Klagen ruhig anhört, weil Sie begreifen, daß ein Mutterherz nie vergessen kann.“

„Erzellenz, ich hatte keine Ahnung davon, daß dies ein so schwerer Tag für Sie war, sonst würde ich es unter allen Umständen möglich gemacht haben, zu Ihnen zu kommen,“ unterbrach sie Thomas. „Es war nicht Nachlässigkeit von mir, denn ich habe viel, ja sehr viel hierher gedacht; ich besuchte gestern die unglückliche Familie, von der ich Ihnen vor einiger Zeit erzählte.“

Die alte Dame sann nach, ihr Gedächtnis war jedoch bereits schwach geworden.

„Bei wem waren Sie?“ fragte sie.

„Bei dem unglücklichen Lehrer auf dem kleinen Dorfe. Sein Gehalt ist ein geringer, er liegt bereits seit einem Jahre krank darnieder und muß sogar einen Theil von dem Wenigen, was er jetzt besitzt, dem Lehrer geben, welcher so lange seine Stelle vertritt. Bei den Bauern findet er kein Mitleid, weil auch sie den Stellvertreter unterstützen müssen; sie zürnen ihm, weil er krank ist; sie machen ihm einen Vorwurf daraus, daß er geheiratet hat, obschon er bereits kränklich war, und würden ihn ohne Ge-

wissensbisse verderben lassen. Er hat zwei kleine Kinder; seine Frau, welche ihn auf das Innigste liebt, drohte der schweren Last, die auf ihr ruhte, zu unterliegen. Excellenz, ich brauche Ihnen nicht zu schildern, wie viel dazu gehört, zwei kleine Kinder und einen kranken Mann zu pflegen; der festeste Wille muß dabei mit der Zeit unterliegen. Die Unglückliche hatte Tag und Nacht nicht eine Stunde Ruhe, und dabei konnte sie für ihre eigene Kräftigung nichts thun; in der kürzesten Zeit hätte auch sie unterliegen müssen, und ich mag nicht daran denken, was dann aus dem Kranken und den Kindern geworden wäre, denn Fremde würden sich ihrer kaum angenommen haben. Alles Leid, was über die Arme verhängt war, trug sie ohne Klage, und ihr Vertrauen auf Gott war noch immer nicht wankend geworden. Da ging ich gestern zu ihr und brachte ihr in Ihrem Namen eine Unterstützung, die es ihr möglich macht, an sich selbst zu denken und noch mehr für ihren kranken Mann zu thun. Excellenz, hätten Sie die Freude dieser Frau und des Mannes gesehen! Wie ein von Gott Gesandter erschien ich ihnen. Der Kranke faltete die Hände zum Gebete und die Frau fiel auf die Knie; wenn auch ihre Lippen keine Worte des Dankes fanden, so las ich doch in ihren Augen, wie dankbar ihre Herzen schlugen! Diesen Augenblick benutzte ich, um den

Samen einer guten Saat in ihre Herzen zu streuen. Ich sagte ihnen, daß der Herr Die nie verlasse, die in frommem Glauben auf ihn hofften und seinen Namen auch in guten Tagen, in den Stunden des Glücks nicht vergäßen, denn aus seiner Hand komme Alles, Glück und Trübsal. Er prüfe Manchen wohl hart, allein er verlasse ihn nie und lege auf keine Schulter mehr, als sie tragen könne. — Ich sagte ihnen nicht viel, allein ich weiß, daß sie keines meiner Worte vergessen werden; sie werden derselben gedenken, auch wenn die Sonne des Glücks wieder über ihnen scheint. Aus ihren Augen laß ich, daß ich ihnen wirklich Trost und Hilfe brachte; würde mir dieß gelungen sein, wenn ich mit leeren Händen zu ihnen gekommen wäre? Würden, da sie der Verzweiflung so nahe waren, meine Worte Eingang in ihre Herzen gefunden haben?“

„Sie haben recht gehandelt,“ sprach die Generalin, indem sie die Hand des Kandidaten erfaßte und fest in der ihrigen behielt. „Ich danke Ihnen für das, was Sie gethan haben, denn ich selbst bin ja nicht im Stande, das Unglück auszusuchen, und so gern ich auch helfe und den Bedürftigen von meinem Überflusse mittheile, so kann ich doch nicht wissen, ob Diejenigen, welche sich mit Bitten an mich wenden, der Unterstützung auch würdig sind. Sie haben ein offenes Auge und ein offenes Herz.“

Über das Gesicht des Kandidaten glitt ein zufriedener lächelnder Zug hin.

„Exzellenz,“ fuhr er fort, „gestern habe ich auf's Neue erkannt, wie richtig meine Anschauungen sind. Als ich die Lehrerfamilie verlassen hatte, machte ich einen längeren Spaziergang, und in der ungestörten Einsamkeit prüfte ich noch einmal in Ruhe, was ich schon wiederholt gegen Sie ausgesprochen habe. Unsere innere Mission erreicht ihre Aufgabe nur ungenügend, wenn sie nicht zugleich stets helfend und unterstützend auftritt. Wenn wir Hilfe bringen, dann finden wir auch Glauben und gewinnen die Herzen dem Herrn, denn in den Stunden der Not und Trübsal sind sie empfänglich für das Gute. Jedes Samenkorn, was dann in ihre Brust gelegt wird, findet einen guten Boden und wird aufgehen. In den Hütten der Armen und Bedürftigen bauen wir am sichersten den Tempel des Herrn auf. Haben Sie die Güte gehabt und mit dem Herrn Konsistorialrat über die Idee des Vereines, den ich zu gründen wünsche, gesprochen?“

„Ja,“ gab die kranke Dame zur Antwort. „Er besuchte mich gestern Morgen und ich habe ihm Alles mitgeteilt.“

Thomas' Augen ruhten forschend auf dem Gesichte der Generalin, obschon er nur sehr wenig da-

von sehen konnte, weil der grüne Augenschirm dasselbe fast ganz bedeckte.

„Stimmte er meiner Idee bei?“ fragte er.

„Nein, mein lieber, junger Freund,“ erwiderte die Generalin wie beruhigend. „Er ist dagegen, und es gelang mir nicht, ihn für Ihre Idee, welche ja auch die meinige ist, zu gewinnen. Was Sie erstrebten, behauptete er, werde bereits durch die innere Mission erreicht; er halte sogar Ihre Idee für sehr bedenklich, denn wer für den Herrn wirklich gewonnen werden solle, müsse nur durch die Macht des Wortes zum Glauben geführt werden und nicht durch äußere Mittel. Die Unterstützung erscheine ihm fast wie eine Bestechung, eine wirklich innere Erleuchtung könne dadurch nicht hervorgerufen werden.“

In den Zügen des Kandidaten prägte sich ein erbitterter Ausdruck aus.

„Ich befürchtete fast, daß er meine Idee nicht begreifen werde,“ entgegnete er. „Will ich denn durch die Unterstützung mehr erreichen, als dem Worte des Herrn um so leichter Eingang zu verschaffen? Er hält hartnäckig fest an der starren Form, an die er gewöhnt ist, er verschließt sich jeder neuen Idee, und doch stütze ich mich auf die Erfahrungen, welche ich gemacht habe. Wo ich in ein Haus der Armut nicht mit leeren Händen gekommen bin, fand ich freudige Aufnahme und meine Worte drangen

stets in die Herzen, und wenn das Gefühl des Dankes den Weg zum wahren Glauben ebnet, so ist dies ein edles Mittel."

"Auch dies sagte ich dem Konsistorialrate, ohne ihn zu überzeugen," warf die alte Dame ein. "Lassen Sie sich in Ihrem Wirken dadurch nicht beirren, Sie wissen, daß Sie bei mir jederzeit ein offenes Herz und auch eine offene Hand finden werden."

"Ja, das weiß ich! Diese Hand hat bereits so unsagbar viel Gutes gestiftet!" rief Thomas mit scheinbar begeisterter Stimme; er beugte sich nieder und küßte die Finger der Generalin. "Erzellenz, halten Sie es nicht für Hochmut oder Unbescheidenheit, wenn ich mein Wirken weiter und weiter auszu dehnen wünsche; die glücklichen Erfolge, welche ich errungen habe, haben mir Mut zu diesem Streben verliehen. Ich habe es mir so schön gedacht, an der Spitze eines Vereins zu stehen, dem durch fromme Herzen die Gaben reichlich zufließen, um überall den Bedrückten zu Hilfe zu kommen; ich allein kann dies nicht unternehmen, denn ich bin arm und kann nichts weiter geben, als die Worte, welche aus meinem Herzen kommen. Ich hoffte, mit der Zeit diesen Verein über alle Gegenden, wo gute und gebildete Menschen wohnen, zu verbreiten; es sollte ein Verein der Liebe werden, der die innere Kirche des Herrn neu wieder aufbaute. Der Kon-

historialrath gönnt mir diesen Erfolg nicht und er selbst hat nicht den Mut, eine solche Aufgabe auf sich zu nehmen. Es ist für Den, welcher nicht von ganzem Herzen für dieses Streben ist, kein leichtes Werk, die Armen und Kranken in ihrem Elende aufzusuchen; es greift tiefer in's Herz, die unnennbare Not so mancher Unglücklichen mit eigenen Augen zu sehen und auf wunde Herzen den Balsam des Trostes zu legen, als von der Kanzel herab die Lehre des Herrn zu verkünden! Wie oft bin ich auf's Tiefste erschüttert heimgekehrt, wenn ich ein Elend gefunden, dessen Größe ich mir nicht hatte vorstellen können, und doch lag wieder eine unendliche Freude für mich darin, wenn ich auf den hohlen bleichen Wangen der Not ein schwaches, freundliches Lächeln hervorrufen konnte. Es war doch ein geringer Lichtstrahl, der in die Finsterniß drang, und ich nahm wahr, wie er erwärmte!"

Die Generalin hatte den erregt gesprochenen Worten des Kandidaten schweigend gelauscht. Es war ihr, als ob Alles, was er empfunden hatte, in seiner Stimme leise nachzitterte, und was er ihr mittheilte, entsprach ganz ihren eigenen Gefühlen.

„Wirken Sie weiter, bringen Sie Hilfe — geben Sie mit vollen Händen!“ rief sie. „Ich würde glücklich sein, wenn ich Allen helfen könnte, die es verdienen.“

„Erzellenz, die Wirksamkeit, welche ich mir zur Lebensaufgabe gemacht habe, geht über die Kräfte eines Einzelnen hinaus. Ich habe Ihre unerschöpfliche Güte bereits so oft in Anspruch genommen, daß ich nicht den Mut habe, es ferner zu thun. Alles, was ich bis jetzt erreicht habe, verdanke ich nur Ihrer Milde!“

„Lassen Sie, lassen Sie,“ wehrte die Generalin ihn ab. „Haben Sie Geld nötig, sagen Sie es mir offen.“

„Die Mittel, welche Sie mir zur Verfügung gestellt haben, sind erschöpft; habe ich zu viel gegeben, so rechnen Sie meinem Herzen die Schuld an, welches den Anblick des Elendes nicht ertragen kann und vielleicht mehr gegeben hat, als der Kopf ihm nach ruhiger Überlegung gestattet haben würde.“

„Folgen Sie Ihrem Herzen,“ warf die alte Dame ein. „Auch dieser Zug erinnert mich wieder an meinen Sohn. Schon als Knabe konnte er an keinem Bettler vorübergehen, ohne ihm zu geben; er opferte sogar sein Taschengeld. Wie oft kam er zu mir und bat mich um Geld, um es einem Nothleidenden zu bringen! — Treten Sie an meinen Sekretär und nehmen Sie die Summe, welche Sie nötig haben.“

„Ich kenne kein zweites Herz, welches so mild und edel empfindet, wie das Ihrige,“ versicherte

Thomas, indem er an den Sekretär trat, aus einer ihm bekannten Schublade eine Anzahl Banknoten nahm, sie sorgfältig zählte und dann in seiner Brieftasche barg.

Er nannte der Generalin die Summe, welche er genommen hatte.

„Lassen Sie — Sie wissen, daß ich Ihnen unbedingt vertraue,“ entgegnete die Alte. „Mein Anwalt, welcher mein Vermögen verwaltet,“ fügte sie lächelnd hinzu, „macht mir zwar oft Vorwürfe, weil ich zu große Summen an die Armen verschwende, wie er es nennt; allein in seiner Brust findet das Mitleid wenig Raum.“

„Wer einem Armen giebt in meinem Namen, hat mir gegeben, spricht der Herr,“ warf Thomas ein.

„Mein Anwalt steht auf einem ganz anderen Standpunkte. Ich muß der Gewissenhaftigkeit und Strenge desselben alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und doch ärgert es mich oft, daß er meinen Wunsch, wohlzuthun, zu beschränken versucht. Weshalb soll ich sparen? Meine Bedürfnisse sind gering und die Verwandten meines Mannes, welchen das Vermögen, welches er mir hinterlassen hat, zufallen würde, verdienen dasselbe nicht. Ich habe dies meinem Anwalt so oft gesagt, ohne ihn zu überzeugen.“

„Er thut Unrecht, sich Ihren so edlen Regungen

entgegenzustellen!“ rief Thomas. „Er verdient das Vertrauen, welches Sie ihm schenken, nicht. Die Versicherung kann ich Ihnen geben, durch das Gute, was Sie durch meine schwache Hand gethan haben, haben Sie viele Herzen gewonnen, welche jeden Tag für Ihr Wohl beten. Einem Juristen wird dies freilich gleichgültig sein!“

„Ja, dies ist ihm gleichgültig; er behauptet stets, jeder Mensch könne und müsse sich durch eigene Kraft empor arbeiten; wer Almosen annehme, habe nicht Lust gehabt, seine Kraft zu üben und zu arbeiten. Mehr als einmal habe ich ihm deshalb bereits ernstlich gezürnt, und ich würde ihm die Verwaltung meines Vermögens entzogen haben, wenn ich eine andere Hand wüßte, der ich dieselbe mit gleichem Vertrauen übergeben könnte.“

„Sollte das so schwer sein, dieselbe zu finden?“ warf Thomas leise ein. Er hielt unwillkürlich den Atem an, um die Antwort zu erwarten.

„Mein Vermögen ist nicht leicht zu verwalten und ich selbst kann mich um nichts bekümmern,“ fuhr die Generalin fort, ohne den Einwurf zu beachten. „Ich muß alles in eine Hand legen, der ich Vertrauen schenke und welche die erforderliche Fähigkeit besitzt.“

„Erzellenz, sollte diese Fähigkeit nicht jeder klare Kopf besitzen?“ bemerkte Thomas. „Juristische Kennt-

nisse sind nicht dazu erforderlich, denn am besten verwaltet Jeder sein eigenes Vermögen. Ich bin kein Jurist, ich überschätze meine Kräfte nicht, und doch würde ich vor einer solchen Aufgabe nicht zurückschrecken, weil ich weiß, daß ich sie mit strengem, ehrlichen Streben, mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit und etwas Umsicht genügend lösen würde. Sollte Ihr Anwalt nicht vielleicht von Ihren Verwandten beeinflusst werden?"

„Nein — nein, dazu ist er zu ehrlich! Er würde mir dies auch offen gesagt haben. Er ist kein Freund der Unterstützungen, weil er behauptet, durch dieselben würden die Betreffenden in ihren Schwächen noch mehr bestärkt. „Wer einem Bettler eine Gabe reicht, der begünstigt das Bettlertum,“ pflegt er zu sagen. Nun, ich hoffe, er wird nicht wieder versuchen, meinen Bestrebungen entgegenzutreten. Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, lieber Freund; so lange dies alte Herz schlägt, wird es für die Unglücklichen empfinden. — Bitte, lesen Sie mir jetzt ein Gebet vor, ich fühle mich heute sehr schwach, denn der gestrige Tag hat zu schmerzliche Erinnerungen in mir wach gerufen.“

Thomas preßte unwillig die Rippen aufeinander, er hätte das Gespräch gern noch fortgeführt, zumal da die alte Dame seine Andeutungen noch nicht verstanden hatte; er mußte sich jedoch dem

Wünsche seiner Gönnerin fügen, um deren Gunst nicht zu verlieren.

Er holte von einem Nebentische ein Buch, blätterte einen Augenblick lang darin, nicht um ein Gebet auszusuchen, sondern um den Gedanken, der so schnell in ihm aufgestiegen war und ihn bereits beherrschte, zu verscheuchen.

Endlich begann er zu lesen, allein so sehr er sich auch zu beherrschen verstand, so gelang es ihm diesmal doch nicht. Er las unsicher, seine Stimme hatte wenig Klang, und doch wußte er, daß der Klang seiner Stimme es allein gewesen war, der ihm in dem Herzen der alten Dame Platz verschafft hatte. Halb wie im Traume las er weiter.

Die Generalin legte ihre zitternde Hand auf seinen Arm und drückte denselben sanft nieder.

„Sie sind heute zerstreut, lieber Thomas,“ sprach sie.

Unwillkürlich zuckte der Kandidat leicht zusammen; er fühlte, daß er sich zu sehr hatte gehen lassen, und fuhr mit der Hand über die Stirne hin, um seine Kräfte zu sammeln.

„Der Blick des kranken Lehrers, den ich gestern besuchte, tauchte vor mir auf,“ erwiderte er etwas stockend. „Ich sah den Freudenstrahl in seinem Auge, als ich ihm Ihre Gabe brachte! — Verzeihen

Sie, Excellenz, ich werde mich nicht wieder zerstreuen lassen."

Er hob das Buch wieder empor.

„Nein, lassen Sie," fuhr die Dame fort, ohne daß ein Vorwurf aus ihrer Stimme klang. „Ich bin ohnehin heute sehr erschöpft und fühle, daß ich allein sein muß. Kommen Sie bald, — kommen Sie morgen wieder."

Thomas erhob sich schnell, denn er wurde durch diese Worte von einem Zwange befreit, den er kaum länger ertragen hätte.

„Ich werde morgen bestimmt kommen!" versicherte er, führte die Hand der alten Dame an seine Rippen und entfernte sich.

Als Thomas in das Empfangszimmer trat, athmete seine Brust leichter auf, noch wagte er indessen nicht, den Zwang ganz von sich abzuschütteln. Erst als er das Haus verlassen hatte und in eine nahe Anlage, welche nur von wenig Menschen besucht wurde, getreten war, nahm sein Gesicht einen anderen Ausdruck an. Der fromme, geduldige und ruhige Zug schwand, seine Augen leuchteten und seine Rippen preßten sich fest aufeinander, als ob sie das leidenschaftliche Blut, welches in seinen Adern floss, noch zurückhalten wollten.

Er war erbittert über den Konsistorialrat Köhler, weil derselbe seinen Ideen und Wünschen nicht bei-

getreten war und der Generalin offen mitgeteilt hatte, daß er ihnen nicht beistimmen könne. Er haßte diesen Mann, weil er ihn fürchtete und nicht die Macht besaß, ihm offen entgegenzutreten. Er war bewußt, daß Köhler ihn durch seinen Einfluß vernichten konnte, und er haßte ihn auch, weil derselbe in der Gunst der Generalin hoch angeschrieben stand und er diese Gunst mit Niemand teilen wollte, denn nur wenn er der Einzige war, der auf die alte Dame Einfluß ausübte, konnte er sie vollständig beherrschen.

Jetzt hing sein ganzes Leben von der Generalin ab, denn er lebte nur von dem Gelde, welches er aus ihrer Hand empfing. Seine Idee, einen Verein zu bilden, dessen Hauptbestreben darin bestehen sollte, Bedürftigen Unterstützungen zu gewähren, um sie dadurch um so leichter für die sogenannte fromme Richtung zu gewinnen, sein Streben, an die Spitze dieses Vereins zu treten, war nur von dem geheimen Wunsche geleitet, möglichst viel Geld in die Hände zu bekommen, über dessen Verwendung nie eine strenge Rechenschaft gefordert werden konnte.

Die Generalin hatte er für diese Idee bereits vollständig gewonnen; er durfte mit Bestimmtheit hoffen, durch ihren Einfluß bald mehr und mehr Anhänger zu zählen, und nun trat ihm der Konsistorialrat, dessen Zustimmung er nicht umgehen

konnte, von dem er schon durch seine Stellung als Kandidat abhängig war, entgegen.

Sollte Köhler seine Absichten durchschaut haben? Dies war nicht möglich. Der hochmütige Mann war sicherlich schon deshalb gegen die Idee, weil sie nicht von ihm ausgegangen war, er fand es vielleicht schon unerhört, daß ein Kandidat eine Idee hatte!

Thomas war in einen Weg eingebogen, der sich zwischen dichtem Gebüsch hinzog. Er sann nach, wie er den Einfluß des Konsistorialrats unschädlich machen oder sich demselben entziehen könne. Wohl gab es ein Mittel, durch welches er dies hätte erreichen können. Der Charakter des hochmütigen Mannes war nicht ohne Schwächen, sein Leben nicht ohne Fehl; durch einen Zufall war er darin eingeweiht und hatte sogar Beweise in der Hand. Wenn er offen mit denselben hervortrat, so mußte es ihm gelingen, den Einfluß dieses Mannes zu erschüttern, vielleicht ihn selbst zu stürzen; allein er verhehlte sich nicht, daß er durch diesen Schritt auch all' die Hoffnungen, welche er selbst hegte, vernichten werde. Vielleicht kam später noch einmal die Zeit, in der er dem Konsistorialrat offen zeigen konnte, wie er über ihn dachte, jetzt mußte er noch in Demut sich vor ihm beugen.

Ein anderer Gedanke, der durch die Worte der

Generalin in ihm wachgerufen war, verdrängte diese Erbitterung gegen Köhler. Die alte Dame war unwillig über ihren Anwalt, weil derselbe ihr Vorwürfe über die Freigebigkeit, mit der sie Bedrückten zu Hülfe kam, gemacht hatte. Wenn es ihm gelänge, den Advokaten bei der Kranken in Ungunst zu bringen und sich selbst die Verwaltung ihres bedeutenden Vermögens zu verschaffen! Es hatte dieser Gedanke etwas Berauschendes für ihn. Gelang ihm dieß, so erhielt er in alle Verhältnisse der reichen Frau einen klaren Einblick, sein Einfluß auf sie wurde ein noch größerer und es schienen sich ihm Quellen zu öffnen, deren Ergiebigkeit er jetzt selbst noch nicht schätzen konnte.

Wohl mußte er, daß alte Leute sich schwer zu einer Änderung entschließen, die ihnen Störung und Unannehmlichkeiten bringt; sie scheuen jede Aufregung und bringen selbst Opfer, um dieselben zu verhüten. Es war nicht leicht, die Generalin zu einem solchen Schritte zu bewegen, denn sie durfte nicht ahnen, worauf sein Wunsch gerichtet war; er konnte dieß nur erreichen, wenn ihr Unwille gegen ihren Anwalt noch gesteigert wurde und zwar durch diesen selbst.

Starr war sein Blick auf den Weg gerichtet; er sann über ein Mittel nach und die verschiedenartigsten Pläne schossen durch seinen Kopf hin.

Mancher schien ihm im ersten Augenblick zu gefallen, dann verwarf er ihn wieder, denn eins hielt er streng im Auge: Auf ihn selbst durfte nicht der geringste Verdacht fallen.

Endlich blieb er stehen und über sein Gesicht glitt ein freudiges Lächeln hin.

„Das ist das richtige,“ sprach er halblaut zu sich selbst. „Das wird mich hoffentlich zu einem Ziele führen, ohne daß der klügste Kopf zu einem Verdachte, es gehe von mir aus, kommen kann.“

Schnell wandte er sich und eilte seiner Wohnung zu, denn er besaß den einen Vorzug, daß, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, er mit der Ausführung desselben nie lange zögerte.

In seiner Wohnung angelangt, ließ er sich an dem Schreibtische nieder und er bedurfte nur weniger Minuten, um mit sich vollständig im Klaren zu sein. Mit geschickt verstellter Hand schrieb er:

„Sehr geehrter Herr!

„Durch Zufall, aber aus sicherer Quelle, habe ich in Erfahrung gebracht, wie beträchtliche Summen die Generalin v. Kolbe jährlich zu Unterstützungszwecken verwendet, und ich kann wohl sagen: zum großen Teile auch verschwendet. Die alte, gewiß sehr ehrenwerte, aber zugleich auch schwache Dame scheint allzu sehr den Einflüssen zweier Herren,

welche sie häufig besuchen, des Konsistorialrat Köhler und des Kandidaten Thomas, zu gehorchen. Ich bin kein Freund von Unterstützungen, denn in dem seltensten Falle werden dieselben einem wirklich Würdigen zuteil; meistens fallen sie solchen in die Hände, die davon leben und die Nothleidenden vorzüglich zu spielen wissen. Immerhin würde ich mich nicht darum kümmern, in welcher Weise die Generalin ihr Geld verwendet, allein da sie durch ihre zu weit gehende Gutmütigkeit bereits selbst in augenblickliche Verlegenheit geraten ist, so hörte ich kürzlich und zwar von zwei verschiedenen Seiten die Äußerung, das Vermögen der Generalin müsse sehr schlecht verwaltet werden; es wurde sogar die Bemerkung daran geknüpft, wahrscheinlich bekümmere sich die alte und sehr fränkliche Dame zu wenig um die Verwaltung und das Geld fließe in eine unrechte Tasche. Beide Herren, welche diese Äußerung thaten, wußten nicht, daß die Generalin Sie mit der Verwaltung ihres Vermögens beauftragt hat, es würde sonst ein solcher Verdacht nicht in ihnen aufgestiegen sein, allein Sie können doch hieraus ersehen, wie manche urteilen. Da ich die Ehre habe, Sie und Ihre so strenge Rechtlichkeit zu kennen, so möchte ich Sie auch gegen einen solchen Verdacht geschützt sehen. Sie allein können sich schützen, suchen Sie mit aller Entschiedenheit die alte Dame von dieser Verschwen-

dung abzubringen; ich glaube, Sie sind dieß auch Ihrer Auftraggeberin schuldig. Sie ist zu alt, als daß ihr Blick und Geist noch die volle Frische haben könnten, und ich bin überzeugt, sie wird Ihnen dankbar sein, wenn Sie ihr ernste Vorstellungen machen und sie von dieser gutgemeinten Verschwendung zurückbringen. Wer Bettlern giebt, befördert die Bettelei. Es giebt leider allzuviel Menschen, welche es bequemer finden, auf das Mitleid und gute Herz anderer zu spekulieren, als durch Arbeit sich rechtschaffen durch das Leben zu helfen.

„Ich muß es Ihnen überlassen, ob sie meinen Rat befolgen wollen; es würde mich aber wirklich schmerzen, wenn Sie nicht einem Verdachte entgegen träten, den Sie so wenig verdienen. Diejenigen, welche Sie kennen, werden einem solchen Verdacht nie Glauben schenken, allein es kennen Sie nicht alle Menschen.

Ein aufrichtiger Freund.“

Thomas lehnte sich auf dem Schreibstisch zurück und durchlas die schnellgeschriebenen Zeilen. Mit dem Gefühle der Genugthuung strich er sein glatt rasirtes Kinn, denn er durfte hoffen, daß der Anwalt seinem Rate folgen werde. Dann war es Zeit, seinen Einfluß geltend zu machen und die Verwaltung des Vermögens der Generalin in seine Hand zu bringen.

Ohne daß sein Gewissen ihm den geringsten
Vorwurf machte, faltete er den Brief zusammen,
schob ihn in ein Couvert und schrieb mit fester
Hand darauf: „An den Herrn Rechtsanwalt Darren
in D.“

V.

Hiemlich am Ende der Stadt, in einer der letzten Straßen, stand ein kleines Haus. Ein Garten umgab dasselbe ringsum, Sonnenschein und Luft hatten von allen Seiten freien Zutritt und von dem geräuschvollen Leben der Stadt drang nur wenig hierher.

Der Erbauer dieses Hauses hatte sicherlich das Streben gehabt, hier frei und ungestört zu wohnen; er hatte das kleine Haus mit vielen Bequemlichkeiten versehen und keine Kosten gespart, um dasselbe recht wohnlich zu gestalten.

Von außen sah man dem Hause dies freilich nicht mehr an. Die Jalousien, welche sich vor den Fenstern befanden, waren einst mit grüner Farbe angestrichen gewesen, allein Regen und Sonnenschein hatten seit Jahren an dieser Farbe gezehrt und sie bis auf wenige Spuren vernichtet. Der Wind hatte in anderer Weise seine Thätigkeit geübt, denn einige der Jalousien hingen nur noch sehr schwach und schief in ihren Angeln und klapperten bei jedem

Sturm recht ungemütlich. Die Wände des Hauses verrieten an einzelnen kleinen Stellen, daß sie einst mit grauer Farbe angestrichen gewesen waren.

Auch der Garten war einst mit vieler Sorgfalt behandelt gewesen, das zeigte ein kleiner Pavillon, von welchem noch die vier Säulen und fast die Hälfte des Daches vorhanden waren, ferner dicht vor dem Hause das ausgemauerte Bassin, in welchem einst eine Fontaine gesprungen war und durch ihr gleichförmiges, melodisches Plätschern den Besitzer dieses Hauses in Schlaf gewiegt hatte; jetzt stand eine große Hundehütte in demselben, aus welcher dann und wann ein mächtiger Neufundländer seinen prächtigen Kopf steckte, um sich zu überzeugen, daß sein Herr das Haus noch nicht verlassen habe.

Nur Eins war in dem Garten besonders gepflegt, das war eine große, halb offene Laube von wildem Wein und Geißblatt. In der Mitte derselben standen Stühle und ein Tisch. Nach der Straße zu verschloß ihre dichte Wand jeden neugierigen Blick, dagegen gewährte ihre offene Seite eine freie Aussicht auf einen mächtigen Kirschbaum, der fast jedes Frühjahr herrlich blühte und im Sommer durch seine Früchte die Späßen und die Jungen aus der ganzen Nachbarschaft glücklich machte, und dahinter auf eine Anzahl Dächer und einige hohe Dampffesseln.

Die Wege des Gartens waren je nach der Zeit verschieden. Regnete es, so stand das Wasser darin, und schien die Sonne, so wuchs das Gras in denselben so lustig, als hätte es nie zu befürchten, von einem menschlichen Fuße auf den Kopf getreten zu werden.

An der Thür des Hauses war ein Schild angebracht; dasselbe hing schon seit Jahren etwas schief, weil der eine Nagel, der es zu halten bestimmt war, sich seiner Verpflichtung entzogen, da er selbst den Kopf verloren hatte, allein auf dem Schilde war noch ziemlich deutlich der Name „Werner Kolbe“ zu lesen.

Die meisten Menschen, welche den Garten und das Haus nur von außen kannten, gelangten zu der Überzeugung, in dem Innern des Hauses müsse es noch weit schlimmer aussehen, denn die Mehrzahl der Menschen urteilt immer nur nach dem äußeren Schein; in diesem Falle befanden sie sich jedoch in einem gewaltigen Irrtum. Wohl besaß das Haus in seinen Räumen nicht den geringsten Luxus, weder kostbare Teppiche, noch schwellende Divans, aber selbst in seinen einfachsten Gegenständen schien Zauber zu liegen, der jeden nicht pedantischen Geist heimisch anzog.

Man sah es den Möbeln, jedem Gegenstande an, daß sie nicht zur steifen Visite dastanden, son-

dern bestimmt waren, zur Bequemlichkeit und geistigen Anregung zu dienen. Man konnte sich in den Fauteuils anlehnen und auf den Stühlen die Beine ausstrecken.

Das größte Zimmer war eine Art Gartensalon, denn seine Thür ging nach dem Garten hinaus. Auch in ihm waren die Möbel einfach. Nur eins mußte in ihm auffallen: die Wände waren fast zu reichlich mit sämtlich guten und wertvollen Ölgemälden behängt, und wer ein etwas scharfes Auge hatte, konnte schon aus diesem Umstande zu dem sicheren Schluß gelangen, daß das Haus von einem Maler bewohnt war, und dem war in der That so, denn Werner Kolbe war Maler, obschon dies nicht auf seinem Schilde stand. —

Es war Abend und der Gartensalon strahlte in heller Beleuchtung; er schien Gäste aufnehmen zu sollen, denn auf einem kleinen Tische in einer Ecke standen mehrere Flaschen Wein. Vorläufig befand sich nur ein junges, ungefähr zwanzig Jahre altes Mädchen in demselben, welches an einem Flügel saß und spielte. Die Spielerin, welche ganz von den Tönen, die sie mit außerordentlicher Fingerfertigkeit dem Instrumente entlockte, beherrscht zu sein schien, war durchaus nicht hübsch, denn ihre Züge waren zu scharf geschnitten, sobald indessen ein heiteres, schelmisches Lächeln um ihren Mund zuckte und ihre

braunen Augen lustig blickten, gewann ihr Gesicht einen interessanten Ausdruck. Dann erst wurde man gewahr, welch ein reger Geist aus ihren Zügen sprach. Alles in ihr schien Leben zu gewinnen; dann konnte sie so lustig lachen, daß es wie fröhlicher Vogelsang durch das kleine Haus hintönte.

Eine große, schlanke Männergestalt in grauer, leichter Toppe und mit einem weißen, aber ziemlich dünnen Bart trat in das Zimmer und blickte sich erstaunt um, als er nur die Spielerin erblickte. Leise ging er auf dieselbe zu und legte beide Hände auf ihre Schultern.

Sie sah sich schnell um und rief: „Ah, Du bist es, Vater!“

„Nun natürlich!“ lachte Werner Kolbe, denn er war es, der seine Tochter Lilli in dieser Weise überrascht hatte. „Glaubst Du, irgend ein Fremder werde hier eintreten und Dich in so vertraulicher Weise begrüßen? Was hast Du gespielt?“

Er beugte sich vorn über auf das Notenheft.

„Ah, Beethovens Mondschein-Sonate!“ fuhr er mit scherzendem Tone fort. „Nun begreife ich Alles! Wenn ein junges Mädchen vom Mondschein träumt, so sieht es auch notwendig irgend eine hübsche, schlanke Männergestalt in demselben wandeln, denn an und für sich ist ihm der Mondschein langweilig. Auch Du scheinst eine solche Gestalt gesehen zu haben

und hast vielleicht geträumt, dieselbe sei hinter Dich getreten.“

„Vater, Du irrst ganz gewaltig!“ rief Vili aufspringend und beide Hände ihres Vaters erfassend. „Ich will Dir gestehen, woran ich dachte. Ich dachte, ob ich wohl so gutmütig sein würde wie Cäsar“ — so hieß nämlich der große Neufundländer, der draußen in der Hütte lag — „wenn ich ebenso lange Zähne hätte wie er!“

„Sicherlich nicht!“ lachte der Maler. „Du würdest so bissig sein, daß selbst ich Dich kaum berühren möchte.“

Es war ein eigentümliches Gesicht, das des Malers. Der weiße Bart gab ihm ein ehrwürdiges Aussehen, die Stirne und Wangen waren durchfurcht und schienen zu verraten, daß sie manchen Lebenssturm tapfer mit durchkämpft hatten; die römisch gebogene Nase blickte halb stolz, halb trotzig herausfordernd in die Welt; das scharf geschnittene Profil dieses Gesichtes machte den Eindruck eines etwas finsternen Helden oder den eines Indianers, der auf dem Kriegspfade wandelt; dieser Eindruck schwand jedoch sofort, wenn man vor den Maler trat und ihm in die Augen sah. Diese großen, braunen, offenen Augen waren wie Kinderaugen, denn sie schauten so harmlos, heiter und vertrauensvoll in die Welt hinein; es lag in ihnen ein fast

rührender Ausdruck unsagbarer Gutmütigkeit und Unbefangenheit.

Dieselben Augen hatte Lilli, nur waren dieselben lebendiger und geistig erregter.

„Ja, ich glaube selbst, daß ich manchen Menschen beißen würde,“ erwiderte sie auf den Scherz ihres Vaters eingehend. „Ob unsere Gäste uns heute im Stiche lassen werden?“ fügte sie fragend hinzu, indem sie einen prüfenden Blick auf die Uhr warf.

„Cäsar giebt Dir bereits die Antwort auf Deine Frage,“ entgegnete Kolbe. „Horch, wie freudig er bellt! Der Doktor hat ihn wieder von der Kette gelöst. Er behauptet ja immer, es sei sündhaft, ein so prächtiges Tier an die Kette zu legen, während so viele Menschen frei umher liefen!“

Der Hund bellte laut und freudig, kräftige Schritte, welche sich dem Hause näherten, wurden vernehmbar und Kolbe verließ das Zimmer, um die erwarteten Gäste zu empfangen. Wenige Minuten später öffnete er die Thür; der Neufundländer sprang zuerst in das Zimmer, und Kolbe folgte mit Bolten und Merkel.

„Hier habe ich sie Beide,“ sprach er.

„Eigentlich alle Drei,“ fiel Bolten ein, indem er als Bekannter Lilli die Hand schüttelte, „denn Cäsar gehört einmal zu uns, und das weiß er ganz genau.“

Auch Merkel erfaßte des Mädchens Hand. War er in diesem Hause auch nicht so lange bekannt wie sein Freund, so wußte er doch, daß er gern gesehen war.

„Ich komme als der Letzte, der Sie begrüßt,“ sprach er. „Erst Cäsar, dann Volten, dann ich, und ich füge mich willig der Reihenfolge, weil ich zwei edle Vorgänger habe.“

Lilli streichelte mit der Linken den Kopf des Hundes, der sich schmeichelnd an sie schmiegte.

„Sie wissen, daß ich Ihre Bescheidenheit immer bewundert habe,“ erwiderte sie lächelnd.

„Ist dies das Einzige, was Sie an mir bewundern?“ fragte Merkel.

Lilli zögerte mit der Antwort.

„Nein, nicht das Einzige,“ bemerkte sie dann, „es ist aber auch das Geringste! Ob übrigens Ihre Worte so ganz aufrichtig waren, daran zweifle ich.“

„Sie waren aufrichtig,“ versicherte Merkel. „Meinem Freunde Volten räume ich stets den Vortritt ein, denn er verdient mehr Geld als ich, besitzt einen viel edleren Wein und ist selbst, glaube ich, auch besser wie ich; und was Cäsar anbetrifft, so habe ich vor großen Hunden stets den größten Respekt gehabt, wenn sie nicht gar zu bissig sind. Sie sind das Muster eines guten Unterthanen, gehorsam, ohne die Zähne zu zeigen, gefügig, wenn sie eine

Strafe erhalten haben, und an den unbequemsten Maulkorb gewöhnen sie sich in wenig Tagen. Sie bewachen das Haus ihres Herrn mit unerschütterlicher Treue, und auch Sie müssen zugestehen, daß sie sich während dieser Zeit viel besser amüsieren könnten."

„Es ist gut, daß Cäsar Ihre Worte nicht versteht," warf Lilli lachend ein.

Sie ließ sich auf einen Sessel nieder und forderte Merkel auf, neben ihr Platz zu nehmen.

Sie hatte einige Tage zuvor in einem Konzerte gespielt, Merkel brachte das Gespräch darauf und sprach sich in begeisterter Weise darüber aus.

Lilli schien es nicht gern zu hören, denn sie wies seine schmeichelhaften Worte zurück.

„Lassen Sie," sprach sie. „Ich will Ihnen glauben, daß Sie es ehrlich meinen, allein Sie sind befangen, weil Sie mich kennen, vielleicht auch, weil Sie sich für verpflichtet halten, mir etwas Angenehmes zu sagen. Ich habe die Musik zu meinem Berufe erwählt; ich will einst davon leben, deshalb spiele ich, allein ich weiß sehr wohl, daß ich nie eine Künstlerin werde. Der Empfindung nach bin ich es, allein es giebt Viele, die ohne diese Empfindung es zu einer weit größeren technischen Fertigkeit gebracht haben, und ohnehin spiele ich in Konzerten

immer am schlechtesten, weil ich meine Gedanken nicht gewöhnen kann, streng bei der Sache zu bleiben.“

„Wo waren Ihre Gedanken beim letzten Konzerte?“ fragte Merkel.

„Ich weiß es nicht mehr, sie trieben sich als echte Vagabunden ziellos umher. — Ich glaube, es liegt in unserer Familie, daß wir eine innere Zufriedenheit nie empfinden. Mein Vater behauptet, Maler zu sein und doch nicht malen zu können, und wenn mein Bruder allein seinem Willen folgen könnte, so vernichtete er jedes Bild wieder, ehe es in die Öffentlichkeit gelangte. Zum Glück arbeitet er fast nur nach festen Aufträgen. Er ist der sonderbarste Mensch, den ich kenne. Während der Arbeit ist er für dieselbe begeistert und giebt sich ihr mit allen Kräften hin, und hat er sie beendet, empfindet er Widerwillen gegen dieselbe, weil sie dem, was er gewollt hat, doch nicht entspricht.“

„Der echte Künstler ist nur selten oder nie mit sich selbst zufrieden,“ bemerkte Merkel. „Das glückliche Sichselbstgenügen ist ja das sicherste Zeichen der Mittelmäßigkeit.“

„Dann sind die Mittelmäßigen zu beneiden,“ fuhr Lilli, indem sie wie träumend vor sich hinblickte, fort. „Welchen Wert hat das ganze Leben, wenn es keine innere Genugthuung gewährt?“

„Der Reiz desselben liegt in dem ewigen Weiter-

streben," erwiderte Merkel. „Der Baum, der nicht mehr höher zu wachsen strebt, stirbt allmählig ab, seine Spitzen werden trocken, seine Wurzeln faulen. Diejenigen Schriftsteller, welche die Stufe der Unsterblichkeit bereits erreicht zu haben glauben, gehen mit Riesenschritten rückwärts und die Verblendung treibt sie oft zu den tollsten Sprüngen. Sie sind vom Größenwahnsinn erfaßt, und dagegen ist bis jetzt noch kein Mittel erfunden. Werden ihre Arbeiten nicht mehr gewürdigt und gelesen, so klagen sie die Mitwelt an und trösten sich mit dem Gedanken, daß erst die kommenden Geschlechter ihre Werke richtig verstehen würden. Ich darf nicht aus der Schule schwärmen, sonst könnte ich Ihnen köstliche Geschichten erzählen.“

„Erzählen Sie," bat Lilli.

„Nein, Fräulein, ich verrate nichts," entgegnete Merkel mit scheinbarem Ernst. „Es wäre auch thöricht von mir! Wir armen Schriftsteller stehen ohnehin nicht gut angeschrieben, da will ich uns nicht noch mehr schaden. Sehen Sie, jeder Handwerker zuckt, wenn von einem Schriftsteller die Rede ist, mit der Schulter, denn das Handwerk hat doch einen goldenen Boden, und die Schriftstellerei? Er weiß nicht einmal, woraus diese besteht. Jeder kleine Beamte, und wäre er nicht mehr als ein Sekretär oder gar der Inspektor einer Strafanstalt, macht es

ebenso. Sie meinen, ein Jeder, der Schreiben gelernt habe, könne auch Schriftsteller werden; daß zufällig etwas Anlage und ein klein wenig Geist dazu gehört, davon haben sie keine Ahnung, weil sie überhaupt nicht wissen, was Geist ist."

„Doktor, Sie sind heute in einer bösen Stimmung!" rief Lilli lachend.

„Nein, wahrhaftig nicht!" entgegnete Merkel und die Falten auf seiner Stirn schwanden schnell wieder. „Sie wissen ja, daß für mich Frühling ist, wenn ich hierher komme."

Kolbe hatte währenddem Bolten bei Seite gezogen.

„Doktor, es ist eigentlich unrecht, daß ich, wenn Sie als Freund zu uns kommen, den Arzt in Ihnen wach rufe," sprach er, „und doch drängt es mich, mit Ihnen zu sprechen."

„Thun Sie es," entgegnete Bolten; „ich rechne es mir als einen Vorzug an, daß ich als Arzt nie den Freund und als Freund nie den Arzt ganz abschütteln kann. Hoffentlich ist Ihr Podagra, dem wir glücklich die Thür gewiesen haben, nicht wieder umgekehrt."

„Nein, nein," versicherte der Maler. „Meine Beine sind so gesund, daß ich noch Tanzlehrer werden könnte, wenn ich überhaupt das Tanzen verstände. Ich will über Gisbert mit Ihnen sprechen."

Er ist seit einiger Zeit sehr verstimmt und abgeschlossen; er kommt fast den ganzen Tag nicht aus seinem Atelier, ohne daß er eigentlich viel arbeitet. Er ist blässer wie gewöhnlich, und sein Appetit ist ein geringer. Ich glaube, seine Verstimmung hat nur eine körperliche Ursache."

Bolten zuckte leicht mit der Achsel; sein Gesicht war ernst geworden, denn Kolbe's Sohn, um den es sich handelte, war ihm ein lieber Freund.

"Ich glaube kaum, daß Ihre Vermutung die richtige ist," bemerkte er. "Gisbert's Gesundheit ist eine ganz glückliche, sein Körper ist nicht stark und besitzt gleichwohl eine zähe Kraft; hier scheint die Ursache eine seelische zu sein. Da kann der Arzt wenig thun, ich hoffe jedoch, daß der Freund hier an der rechten Stelle ist. Wo ist Gisbert?"

"Auf seinem Zimmer. Er wird Ihr Kommen nicht gehört haben, sonst würde er bereits hier sein."

"Es ist gut — ich werde zu ihm gehen."

Er verließ das Zimmer und stieg die Treppe empor. Ohne anzupochen, trat er in ein Zimmer ein, das durch eine Lampe nur mäßig erhellt war. An einem Tische saß ein junger Mann, so sehr in ein Buch vertieft, daß er Boltens Eintreten gar nicht zu hören schien.

"Guten Abend, Gisbert!" rief dieser heiter.

Der Genannte sprang überrascht auf. Es war

eine schlanke, zarte Gestalt; seine Züge hatten eine unverkennbare Ähnlichkeit mit denen seines Vaters, nur daß sie viel feiner waren. Die dunklen Augen blickten geistiger; die bleichen Wangen hatten einen fast durchsichtigen Hauch. Wie ein aus einem Traume Erwachender strich er mit der Rechten das Haar aus der Stirne.

„Ah, Du bist es, Alexander!“ entgegnete er sichtbar erfreut und schüttelte dem Freunde die Hand.

„Natürlich bin ich es!“ fuhr Volten fort. „Ich hatte Dir ja gesagt, daß ich heute Abend kommen werde.“

„Ganz recht, ich hatte nicht daran gedacht.“

„Bist Du so zerstreut geworden?“ fragte Volten, indem er das Auge prüfend auf dem Gesichte des Freundes ruhen ließ. „Gisbert, Du bist seit einiger Zeit ein Anderer geworden — nicht gegen mich, sondern in Deinem ganzen Wesen. Was fehlt Dir?“

„Nichts,“ entgegnete der junge Mann und wandte sich ab, um dem prüfenden Blick zu entgehen.“

„Halt!“ rief Volten, seine Hand erfassend und ihn festhaltend. „So leicht entgehst Du mir nicht. Wenn ich auch nicht Dein Freund wäre, so bin ich doch Dein Arzt, dem Du Rede zu stehen hast!“

„Laß nur, denn Du kannst mir auch nicht helfen,“ entgegnete Gisbert gelassen. „Es ist eine

innere Unzufriedenheit, für welche ich selbst keine Erklärung weiß. Ich zweifle oft, ob ich wirklich ein Maler bin und möchte in solcher Stimmung vernichten, was ich geschaffen habe. Dann fehlt mir jede Lust zur Arbeit; ja wenn ich nicht schon zu alt wäre, würde ich bereits einen anderen Beruf erfaßt haben.“

„Und welchen?“

„Ich weiß es selbst nicht.“

„Gisbert, wenn Du ein Engländer wärest, so würde ich sagen, Du habest einen vollständig ausgebildeten Spleen; da Du indessen ein Deutscher bist, so behaupte ich, daß Du außerdem ein Narr bist!“ rief Bolten laut lachend. „Du zweifelst, ob Du wirklich ein Maler bist, und Deine Bilder finden so viel Beifall, daß Du nicht die Hälfte der Aufträge, die Du erhältst, ausführen kannst! Ist das nicht toll? Du hast vielleicht zu viel in der letzten Zeit gearbeitet, das hat Deine Nerven verstimmt; dagegen giebt es indessen Mittel. Ich will Dir sogar drei vorschlagen: Entweder reise, oder verliebe Dich, oder nimm kalte Bäder. Darunter wähle.“

Über das Gesicht des jungen Mannes glitt ein Lächeln hin: „Ich habe zu keinem Deiner Mittel Lust,“ entgegnete er. „Zum Reisen fehlt mir die Zeit, zum Verlieben die Anlage und kalte Bäder sind mir zu kalt!“

„Du mußt Dir Zeit zur Zerstreuung nehmen. Was malst Du jetzt?“

„Einen Mädchenkopf; ich bringe denselben jedoch nicht fertig, weil mir die Lust fehlt.“

Bolten nahm die Lampe vom Tische und trat mit derselben an die Staffelei, welche in der Nähe des Fensters stand. Ein fast fertiges Portrait in Lebensgröße stand darauf.

„Ah!“ rief er unwillkürlich und seine Rechte, welche die Lampe hielt, zitterte. Sein Auge ruhte auf den Zügen des Bildes.

„Gisbert, Du kennst dies Mädchen?“

„Natürlich, ich würde es sonst nicht malen können. Diese Arbeit macht mir wenig Vergnügen und ohnehin ist sie mir schwer gemacht. Ich habe die Besitzerin dieses Gesichts nur zweimal gesehen und soll sie nun nach einer Photographie malen. Ich habe mich verpflichtet, sonst würde ich die Arbeit bereits aufgegeben haben.“

„Wo hast Du dies Mädchen gesehen?“

„Auf der Grabenburg,“ gab Gisbert zur Antwort. „Der Besitzer derselben schrieb mir und ersuchte mich, zu ihm zu kommen, weil er eine Dame von mir gemalt zu sehen wünsche. Ich begab mich zu ihm und er stellte mir ein junges Mädchen, dieselbe, deren Photographie hier liegt, als seine

Schwägerin vor. Auf seinen Wunsch machte ich sofort eine flüchtige Kohlen-skizze. Es wurde mir kaum eine Stunde Zeit dazu gelassen; er wich nicht von meiner Seite und schien mit Ungeduld die Beendigung der Skizze abzuwarten. Am folgenden Tage saß mir das junge Mädchen noch einmal, aber auch nicht länger, und wieder war der Mann, dessen Nähe auf mich einen unangenehmen, fast beängstigenden Eindruck machte, zugegen. Er hat das Gesicht eines Mephisto, nur berechnender und kälter. Am folgenden Tage schrieb er mir, es sei leider nicht möglich, daß die junge Dame mir öfter sitze. Er bitte mich deshalb, das Bild nach einer Photographie, welche er mir mitsandte, zu vollenden. Unwillig wollte ich dies Ansinnen zurückweisen, aber der Kopf des jungen Mädchens interessierte mich; ich hatte mir die hübschen Züge genau eingeprägt und glaubte, mich auf meine Erinnerung verlassen zu können. Ich habe meine Kraft überschätzt."

"Sicher nicht, ich finde das Bild sehr gelungen," warf Volten ein, der noch immer das Auge auf den hübschen Kopf geheftet hielt.

Gisbert schüttelte mit dem Kopfe.

"Du bist kein Maler," entgegnete er. "Sieh, die Augen — die Augen wollen mir nicht gelingen. Der Ausdruck ist ein anderer — ich weiß es und auch der Besitzer der Grabenburg, der das Bild vor

wenigen Tagen sah, bemerkte dies sofort und es schien ihn unangenehm zu berühren."

"Ich würde diesen Zug kaum bemerkt haben, wenn Du mich nicht selbst darauf aufmerksam gemacht hättest," warf Volten ein. "Dein Bild ist vortrefflich! Dies ist der Blick und das Lächeln des jungen Mädchens, dies der harmlos unschuldige Ausdruck seiner Züge! Scheinen die leise geöffneten Lippen nicht eine Frage aussprechen zu wollen? Ich glaube kaum, daß ein Bild Dir besser gelungen ist!"

"Komm," sprach Gisbert, den Freund fortziehend. "Ich will morgen noch einige Änderungen daran vornehmen; genügt es mir auch dann noch nicht, so vernichte ich es!"

Unwillkürlich erfaßte Volten den Arm des Freundes, als ob er dies verhindern wolle.

"Du wirst dies nicht thun," sprach er, und es war fast, als ob seine Stimme leise zitterte. "Ist Leopold nicht damit zufrieden, so gieb es mir; noch besitze ich kein Andenken von Deiner Hand!"

"Was willst Du mit diesem Bilde?" fragte Gisbert erstaunt.

"Deiner gedenken, so oft ich es ansehe."

"Du sollst ein besseres Zeichen meiner Kunst haben."

„Nein — nein, gieb mir dies,“ sprach Bolten und seine Stimme klang bittend.

Kolbe rief Beide herab in den Gartensalon; sie schienen den Ruf jedoch nicht zu vernehmen, denn sie sprachen weiter.

Da trat Leupolds Diener in das Zimmer und überreichte Gisbert einen Brief seines Herrn.

Scheinbar ganz ruhig erbrach der junge Maler das Schreiben; das Blut schoß jedoch in seine Wangen, als er es las; seine schmale, fein geformte Hand zitterte.

„Hier lies,“ sprach er zu dem Freunde, indem er ihm den Brief überreichte. Derselbe lautete:

„Geehrter Herr!

„Ich ersuche Sie, das bei Ihnen bestellte Bild meinem Diener zu übergeben, selbst wenn dasselbe den Erwartungen, die ich hegte, nicht entsprechen sollte. Die Ihnen übergebene Photographie bitte ich auf jeden Fall beizufügen. Das festgesetzte Honorar — fünfzig Friedrichsd'or — erlaube ich mir beizufügen.

Mit größter Hochachtung

Hartwig Leupold.“

„Nun, was meinst Du zu diesen Zeilen?“ fragte Gisbert und seine Augen leuchteten.

Bolten zuckte halb ausweichend mit der Schulter; die Anwesenheit des Dieners schien ihm peinlich zu sein.

„Übermäßig artig finde ich sie durchaus nicht,“ bemerkte er leise.

„Sie enthalten eine Beleidigung für mich,“ fuhr der junge Maler erregt fort. „So schreibt man einem Handwerker, der eine verpfuschte Arbeit geliefert hat!“

Er schritt rasch an seinen Schreibtisch.

„Gisbert, was willst Du thun?“ fragte Volten, zu ihm tretend, da er befürchtete, die Erregung könne den Freund zu einer Unbesonnenheit hinreißen.

„Ich werde ihm antworten; Du sollst meine Erwiderung jedoch lesen!“

Hastig, mit erregt zitternder Hand schrieb er:

„Sehr geehrter Herr!

„Ich gestehe selbst zu, daß das Bild meinen eigenen Erwartungen nicht entspricht, da ich aber nicht gewöhnt bin, eine mich selbst nicht befriedigende Arbeit aus der Hand zu geben und noch weniger, mir eine solche bezahlen zu lassen, so sende ich Ihnen beifolgend sowohl das Honorar wie die Photographie zurück. Ich bedarf der letzteren nicht mehr, da ich das Bild nicht vollenden werde.

Mit größter Hochachtung

Gisbert Kolbe.“

Er reichte Volten die flüchtig geschriebenen Zeilen.

Über das Gesicht des jungen Arztes zuckte eine freudige Genugthuung hin; einen Augenblick lang schien er zu schwanken, ob er dem Freunde nicht einen andern Rat erteilen solle, denn er wußte, daß die Kasse desselben den Verlust der fünfzig Friedrichsd'or schmerzlich empfinden werde; er drängte jedoch diesen Gedanken zurück, denn die Ehre seines Freundes galt ihm mehr. Er antwortete ihm durch einen Händedruck.

Gisbert siegelte den Brief, das Geld und die Photographie ein und übergab es dem Diener.

„Mein Herr hat mir aufgetragen, ihm ein Bild zu bringen,“ entgegnete derselbe zögernd.

„Geben Sie ihm dies!“ rief Gisbert. „Ihr Herr hat das Recht, Ihnen zu befehlen, aber nicht mir, das sagen Sie ihm.“

Der Diener blieb unentschlossen stehen. Er war so sehr daran gewöhnt, die Befehle seines Herrn unbedingt auszuführen, daß er eine Nichterfüllung für unmöglich hielt.

„Gehen Sie und sagen Sie Ihrem Herrn, daß er das Bild nicht für die zwanzigfache Summe — für keine Summe erhalten werde,“ fuhr Gisbert fort. „Fügen Sie hinzu, ich habe dasselbe einem Freunde geschenkt, dessen Erwartungen so bescheiden wären, daß das Bild denselben entspreche! Nun fort!“

Der Diener verließ das Zimmer.

„Alexander, jetzt steht es Dir zur Verfügung!“ sprach der junge Maler, während ein bitteres Lächeln über sein Gesicht zuckte. „Der Herr Leupold scheint eine niederträchtig geringe Anschauung von einem Künstler zu haben!“

„Gisbert, ich wußte, daß Deine Ehre Dir höher stehen würde als Gold!“ rief Bolten, die Hand des Freundes erfassend. „Dieser Mann verdient eine solche Abweisung. Ich nehme Dein Geschenk an. — Aber Dein Puls geht schnell und hart, Deine Nerven sind so erregt, daß Du Dir wirklich für kurze Zeit Ruhe gönnen mußt. Mach eine kurze Reise — sie wird Dich erfrischen!“

Der Maler schwieg einen Augenblick und blickte wie zerstreut vor sich hin.

„Es geht jetzt nicht, meine Kasse wird ihr Veto sprechen. Mein Vater würde zwar sofort mir Alles geben, was er besitzt, allein das will ich nicht!“

„Und Du thust recht daran,“ fiel Bolten ein. „Ich hoffe, Du hast noch nicht ganz vergessen, daß ich Dein Freund bin und daß meine Kasse Dir immer zur Verfügung steht. Sie ist jetzt gut bestellt, Gisbert, und Du kannst auf ihre Kosten ohne das geringste Bedenken eine Reise machen.“

Der junge Maler blickte dem Freunde eine Sekunde lang ins Auge.

„Gut — ich komme morgen früh zu Dir, um mit Dir darüber zu sprechen, aber verrate meinem Vater nichts,“ entgegnete er. „Nun komm, man wird auf uns warten. — Es ist mir wahrhaftig leichter ums Herz, nun ich dies Bild nicht zu vollenden brauche!“

Sie stiegen in den Gartensalon hinab. Der Tisch zum Abendessen war gedeckt.

Kolbe zog Bolten flüchtig bei Seite.

„Es steht Alles gut bei ihm — es war eine Laune und etwas Überanstrengung, das ist Alles,“ erwiderte der Arzt. „Ich habe ihm etwas Zerstreuung angeordnet — das wird helfen!“

Mit erleichtertem Herzen holte Kolbe die schon bereit gestellten Weinflaschen herbei und forderte die Freunde auf, sich am Tische niederzulassen.

„Meine Frau will uns heute mit etwas ganz Besonderem überraschen, denn sie ist schon seit Stunden in der Küche beschäftigt!“ rief er heiter. „Zu diesem Genuße wollen wir uns im Voraus durch ein Glas Wein stärken.“

Er füllte die Gläser.

„Trinken Sie, Doktor!“ wandte er sich an Merkel. „Man hat mir in meinem Leben viel Nachteiliges nachgesagt, und Manches gewiß mit Unrecht, das hat aber noch niemand zu behaupten

gewagt, daß ich einen schlechten Wein führe. Ich habe von jeher die Überzeugung gehabt, daß ein reiner Wein und ein gutes Gewissen die besten Eigenschaften des Menschen sind.“

Die vier Menschen, Kolbe und Lilli, Bolten und Merkel saßen bereits geraume Zeit in lustigster Stimmung am Tische, ohne daß eine Speise aufgetragen wurde. Die Spannung auf die Überraschung der Hausfrau, in welche selbst Lilli nicht eingeweiht war, wuchs mit jeder Minute.

Endlich wurde die Thür geöffnet und mit von der Hitze des Feuerheerdes glühenden Wangen und aufgelösten Haubenbändern erschien Kolbe's Gattin in derselben.

„Ich habe nichts — nichts!“ rief sie mit halb ernstem und halb scherzendem Pathos. „Ich wollte Sie mit einer köstlichen Speise überraschen, allein dieselbe ist vollständig mißglückt; außerdem hat meine Köchin sie einmal und ich habe sie aus Versehen zweimal gesalzen! In meiner Verzeißlung habe ich die Köchin fortgeschickt, um italienischen Salat zu holen; sie bekommt ihn, sie eilt glücklich heim, allein vor der Thür stolpert die Unglückselige und der Salat liegt neben Cäsars Hütte. Jetzt hab ich nichts, denn Speisen kann ich nicht aus der Erde stampfen und Salat wächst mir nicht in der flachen Hand!“

„Köstlich! Köstlich!“ rief Kolbe jubelnd. „Daran erkenne ich meine Hausfrau, meine Hertha!“

Er sprang auf und zog seine Gattin an den Tisch.

„Komm, komm, Hertha!“ fuhr er sie lieb umfassend fort. „Nun kommt mein Wein doch zu Ehren, denn wenn man nichts zu essen hat, muß man um so mehr trinken!“

„Ich weiß nicht, was ich beginnen soll, denn ich habe keine zweite Speise zu versenden!“ entgegnete die Gattin und ließ sich ohne Widerstreben an den Tisch ziehen. Ihre Wangen glühten zwar noch, allein sie schien das Unglück, welches sie betroffen hatte, sich doch nicht schwer zu Herzen zu nehmen.

Sie war eine prächtige Frau mit einem treuen, lieben Herzen; sie hatte den ehrlichsten Willen, eine vorzügliche Hausfrau zu sein und mühte sich den ganzen Tag ab, allein ihr fehlte jede Anlage dazu. Wenn sie sich in die Küche wagte, so mißriet ihr sicherlich, was sie unternahm, und wo sie Ordnung zu machen suchte, hinterließ sie regelmäßig das größte Chaos. Hätte sie in einem Kleide ein Loch stopfen müssen, so würde sie dies mit dem größten und ausdauernden Fleiße gethan haben, allein daneben hätte sie ohne Zweifel ein noch weit größeres gerissen.

Alle ihre Freunde kannten diese ihre Schwäche und am besten kannte sie Kolbe und doch liebte er

sie auf das Innigste, weil er nie ein besseres und treueres Herz hätte finden können.

Kolbe's Wein that wirklich seine Schuldigkeit, denn in kurzer Zeit war die Stimmung die heiterste. Dann aber wurde Kolbe etwas stiller; eine innere Beschaulichkeit schien über ihn gekommen zu sein. Er saß da, als ob er im Stillen einen Trinkspruch überlege, allein ganz Anderes fuhr durch seinen Kopf. Er wußte selbst nicht, weshalb an diesem Abende seine Gedanken in die Vergangenheit so weit zurückgriffen. Endlich richtete er sich empor, füllte sein Glas und leerte es mit einem Zug.

„Sie sind oft in meinem Hause gewesen und müssen fühlen, daß Sie hier stets willkommen sind,“ wandte er sich an Volten und Merkel; „es wird Ihnen jedoch aufgefallen sein, daß ich nie über meine Vergangenheit mit Ihnen gesprochen habe; ich brauche nicht zu fürchten, daß dieselbe bekannt wird, wenn sie auch manche Thorheit birgt, allein jeder Mensch hat in seinem Leben einige Punkte, an denen er nicht gern rüttelt, an die er nicht gern zurückdenkt. — Ich stamme aus einer alten und adligen Familie, deren Mitglieder seit langen Jahren sich dem Militärdienste widmeten; es war gleichsam ein Familienvermächtniß, daß die Söhne Offiziere wurden. Mein Vater war Oberst, ein echter Kolbe, wie die meisten seiner Ahnen, durch und durch Soldat,

aber nicht immer im besten Sinne. Er kannte kein anderes Interesse als das des Militärs; nach seiner wirklichen Überzeugung waren die Staaten und Völker nur des Soldatenstandes wegen vorhanden, ein Offizier kam nach seiner Ansicht unmittelbar nach dem lieben Herrgott. Auf Wissenschaft und Kunst blickte er mit Geringschätzung herab, wenn sie nicht das Militär verherrlichten. Für die höchste Blüte und Errungenschaft des Geistes hielt er die strenge, militärische Disziplin, das Aufgeben jedes eigenen Gedankens, den unbedingten, ja gedankenlosen Gehorsam gegen die Vorgesetzten. Ein streng geschulter Unteroffizier, dem es eine wirkliche Lebensfrage war, daß jeder Knopf der Uniform gleich blank gepußt war, galt ihm mehr als der größte Gelehrte.

„Ich will ihm hieraus keinen Vorwurf machen, denn es war diese Anschauung nur die Überlieferung unserer Familie, darnach war ein selbständiges und freies Denken verwerflich und kaum noch möglich; Geist galt für eine Unbequemlichkeit. Natürlich sollte auch ich Offizier werden, ebenso wie mein älterer Bruder, und ich wurde schon früh in ein Kadettenhaus gesteckt; ich hatte jedoch eine unüberwindliche Abneigung dagegen. Dieses Gewicht, welches auf äußere Formen gelegt wurde, dieses Einschnüren des jugendlichen Geistes in eine große Schablone,

dieses gewaltsame Ertöten jedes selbständigen Gedankens war mir entsetzlich. Ich erklärte mit aller Entschiedenheit, daß ich nicht Offizier werden wolle. Anfangs hörte mein Vater nicht darauf, weil er dies für eine undenkbare Thorheit hielt, dann strafte er mich mit aller Strenge und Härte, und er hielt es für eine Charakterstärke, daß er kein Mitleid kannte. Allein durch die Strafen befestigte er nur den einmal gefaßten Entschluß in mir. Die Strafen, welche ich in der Kadettenanstalt erhielt, änderten mich noch weniger. Ich wünschte zu studieren.

„Endlich wurde ich aus der Anstalt fortgenommen und durfte ein Gymnasium besuchen, allein mein Vater sah mich als einen aus der Art Geschlagenen und Mißrathenen an und behandelte mich nicht anders als einen Taugenichts. Ich lernte mit großem Eifer. Am meisten zogen mich die Naturwissenschaften an, und gegen sie hatte mein Vater den größten Widerwillen, weil er sie für nutzlose Spielerei hielt, da er nichts von ihnen verstand. Er drang darauf, daß ich Rechts- und Staatswissenschaft studieren solle, weil die einzige Hoffnung, welche er in mich noch setzte, darin bestand, daß ich mich der diplomatischen Laufbahn widmen werde. Ich fügte mich scheinbar, obschon ich auch zu diesem Berufe keine Neigung empfand.

„Als ich die Universität bezog, war ich bereits

zweiundzwanzig Jahre alt. Da starb meine Mutter und mit ihr verlor ich das Einzige, was mich an das Vaterhaus fesselte, denn meinem Vater stand ich nicht näher als ein Fremder, und mein Bruder, der bereits Premierleutnant war, zuckte geringschätzend über mich die Achseln; er war der Liebling meines Vaters, weil er ganz dessen Anschauungen hatte. Schon in der Schule hatte ich mit großer Liebe gezeichnet und mein Lehrer hatte mir oft gesagt, es sei zu bedauern, daß ich mein Talent zum Zeichnen nicht weiter ausbilden wolle. Auf der Universität lernte ich einen jungen und sehr tüchtigen Maler kennen, er wurde bald mein innigster Freund und durch ihn erhielt ich zum erstenmale einen wirklichen Einblick in das Heiligtum der Kunst. Nun stand mit einem Male mein Beruf klar vor mir: ich wollte Maler werden. Natürlich hielt ich dies geheim, denn hätte ich diese Absicht meinem Vater mitgeteilt, so würde er mich für geisteskrank gehalten haben. Im Geheimen zeichnete und malte ich unter der Leitung meines Freundes sehr fleißig und empfand zum erstenmale in meinem Leben an der Arbeit eine wirkliche Freude und Befriedigung.

„Als ich mündig geworden war, teilte ich meinem Vater endlich meinen Entschluß mit. Ich werde nie, nie seine Entrüstung und seinen Zorn vergessen. Er drohte mich aus dem Hause zu stoßen und mich

zu enterben; ich mußte, daß dies sein Ernst war, allein ich blieb fest. Mein Bruder trat natürlich auf die Seite meines Vaters und suchte dessen Zorn noch mehr anzufachen, er hielt es für eine Schmach, daß sein Bruder Maler werden wolle.

„Es war eines Tages spät am Abend, als mein Bruder angetrunken heimkam und mich wie einen Verlorenen und Ausgestoßenen behandelte; mein Stolz bäumte sich dagegen auf. Mein Vater kam hinzu und gab meinem Bruder Recht; er sagte, ich sei eine Schmach für die ganze Familie v. Kolbe, die ein so entartetes Mitglied in der ganzen langen Reihe ihres Stammbaumes nicht aufzuweisen habe. Da verließ ich das väterliche Haus, um es nie wieder zu betreten. Ich habe weder mit meinem Vater noch mit meinem Bruder je wieder ein Wort gesprochen.

„Das kleine Vermögen, welches ich von meiner Mutter ererbt hatte, mußte mir ausgezahlt werden, da ich mündig war, und dies Geld verwandte ich zu meinen Studien; mein Vater gab mir nichts mehr, ich verlangte auch nichts. Das Unrecht, welches ich durch ihn und meinen Bruder erfahren hatte, zehrte jahrelang in der bittersten Weise an mir, und um jedes Band zwischen ihnen und mir zu zerreißen, warf ich mit dem Tage, an welchem ich das väterliche Haus verließ, den Adel von mir — ich habe

mich seit jener Stunde nie wieder Werner v. Kolbe geschrieben, denn ich hatte den Adelsstolz, von dem mein Vater und Bruder so sehr beherrscht wurden, längst für das Lächerlichste erkannt, was es giebt. Ich mochte nicht etwas als einen Vorzug oder Verdienst ansehen, was auch dem dümmsten Menschen schon mit der Geburt zuteil wird. Auf der Universität war ich Mitglied einer Burschenschaft gewesen und dadurch waren die Ideen der Freiheit, die längst in mir geschlummert, zum festen und klaren Bewußtsein ausgebildet.

„Das erste Gemälde, mit dem ich an die Öffentlichkeit trat, und welches mehr Aufsehen machte, als es verdiente, hatte ich nur Werner Kolbe unterzeichnet. Es war eine goldene, schöne Zeit für mich. Meine Träume und Wünsche gingen damals so hoch, wie sie nur bei einem Menschen gehen können; ich hoffte, ein großer Maler zu werden; der Name Werner Kolbe sollte in der Kunst einen guten und hohen Klang haben. Dazu kam, daß ich liebte. Ich hatte meine Frau kennen gelernt, eine kleine, hübsche und lustige Schauspielerin, die mein ganzes Herz gefangen nahm. Sie liebte auch mich, und da ich für mein erstes Bild einen anständigen Preis erhalten hatte und die ganze Zukunft rosig vor mir lag, so heiratete ich ohne langes Zögern.

„Glückliche Tage begannen; ich weiß nicht, ob

ein Mensch sich je glücklicher fühlen kann, als ich damals war. Hertha ist meine Zeugin, daß keine Sorge in unserer Brust Raum fand. Ich erfuhr zwar, daß mein Vater über meine Verheirathung entrüstet war; das kränkte mich nicht, denn ich hatte es nicht anders erwartet. Da starb mein Vater. In dem Testamente, welches er hinterlassen, hatte er mich enterbt und ich erhielt nur den Pflichtteil, den er mir nicht entziehen konnte, es waren fünfzehntausend Thaler; das ganze Vermögen erhielt mein Bruder. Ich mißgönnte ihm dasselbe nicht, denn schon das Pflichtteil machte mich glücklich, da es mich in den Stand setzte, einen längst gehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen und mit meiner Frau nach Italien, nach Rom zu reisen, um dort Studien zu machen und meine Ausbildung zu beenden.

„Wir reisten nach Rom; wir verlebten unter Italiens blauem Himmel herrliche Tage und — nun ich bin nie ein Geschäftsmann gewesen, ich verstand nicht, mit Geld umzugehen und Hertha hatte es auch nicht gelernt, kurz, nach drei und einem halben Jahre war mein Pflichtteil aufgezehrt; wir verließen Italien und kehrten nach Deutschland zurück, arm wie zwei fahrende Schüler und ich obenein mit dem Bewußtsein, daß ich nie ein tüchtiger Maler werden würde. Und doch möchte ich die glücklichen Jahre in Rom um keinen Preis in meiner Er-

innerung auslöschen; es sind die Maimonate meines Lebens voll Sonnenschein und Blütenduft!

„Was soll ich nun noch hinzufügen? Obschon ich oft daran zweifelte, ob ich wirklich ein Künstler sei, so mußte ich doch arbeiten, um zu leben, und ich habe fleißig gearbeitet; die Not, welche mehr als einmal an unsere Thüre pochte, hat mich nie mutlos gemacht und mich noch weniger dahin gebracht, die Hilfe anderer Menschen in Anspruch zu nehmen. Gisbert und später Lilli wurden uns geboren, und wenn das Leben uns manche Freude versagte, die Freude an unseren Kindern konnte es uns nicht nehmen. Sie wuchsen mehr und mehr heran und es machte mich glücklich, daß Gisbert das zu werden versprach, was ich einst für mich geträumt hatte.

„So schwanden die Jahre dahin. Mein Bruder war in seiner militärischen Laufbahn höher und höher gestiegen, er war General geworden, als ich hierher zog und in diesem kleinen Hause endlich einen ruhigen Hafen fand. Seit langen, langen Jahren hatte ich meinen Bruder nicht gesehen; ich mochte ihn nicht auffuchen, aber der Groll, den ich einst gegen ihn gehegt, war längst vergessen. Er war ein reicher und vornehmer Herr und hatte das Haus erworben, in welchem noch jetzt seine Witwe wohnt. Da traf ich eines Tages in der Kunstausstellung

mit ihm zusammen; er begegnete mir, von seiner Frau begleitet. Der Saal war leer — ich glaube, wir drei Menschen waren die einzigen in demselben. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick und auch er erkannte mich. Nahe, ganz nahe standen wir vor einander, und es war mir wunderbar zu Mute, als ob wir Beide wieder Kinder wären und noch im Vaterhause weilten. Alles vergessend, was das Leben zwischen uns geworfen, wollte ich ihm versöhnend die Hand entgegenstrecken, allein mit stolzem, verächtlichen Blick wandte er sich ab. Ein Jahr darauf starb er und kurze Zeit darauf fiel sein einziger Sohn in einem Duell. Wie ich später erfahren habe, ist sein Leben trotz seines Reichthums kein wirklich glückliches gewesen; ich hätte nicht mit ihm tauschen mögen!

„Da haben Sie mein Leben; ich habe nur den Wunsch, daß das meiner Kinder weniger wechselvoll sein möge! Und doch liegt in dem Wechsel des Glückes ein großer Reiz. Die Sonne erscheint uns nie schöner, als wenn sie am bewölkten Himmel durchblickt!“ —

„Und so ruhig und verklärt am Abende leuchtet wie Ihr Auge!“ rief Merkel aufspringend und sein Glas erhebend.

Alle Gläser klangen auf das Wohl des alten Malers zusammen. Und Kolbe's Kinderaugen leuch-

teten, während er die Hand seiner Frau erfaßte und drückte.

„Ob mein Bruder wohl je eine solche Stunde erlebt hat?“ fragte er leise. —

Es war spät, als Volten und Merkel aus dem kleinen Hause mit den verwitterten Jalousien schieden.

VI.

In der Grabenburg schritt die junge Frau, welche Volten in das Leben zurückgerufen hatte, in einem Zimmer langsam auf und ab. Der mit einem Teppich bedeckte Boden dämpfte jeden Schritt und die halbzugezogenen Fenstervorhänge schwächten das Tageslicht und erfüllten den Raum mit leiser Dämmerung. Dennoch war es hell genug, um die bleichen Wangen der jungen Frau zu erkennen. Auf ihren großen und dunklen Augen lag der Schatten einer tiefen Trauer. Es schien fast, als ob über diese so feinen und bleichen Züge nie ein heiterer Sonnenstrahl hingeglitten sei, und doch hatten sie einst lustig ins Leben hineingelacht. Jetzt schienen sie das Glück kaum noch zu kennen.

Dann und wann blieb die junge Frau, die aufs Aeußerste erschöpft war und doch keine Ruhe zur Erholung fand, an einem kleinen Bette stehen, in welchem ein Kind von ungefähr vier Jahren schlief. Sie beugte sich über dasselbe und lauschte auf jeden Atemzug des Schlummernden. Der Schlaf hatte

nicht, wie er es zu thun pflegt, auf die Wangen des Kindes einen rosigen Schimmer gehaucht; sie waren bleich wie die der Frau und verriethen deutlich die Kränklichkeit des jungen Lebens.

Das Kind schlief weiter, und länger vermochte die Mutter ihre Ermüdung nicht zu überwinden; sie ließ sich neben dem kleinen Bette in einem Sessel nieder und blickte vor sich hin, den Kopf müde auf die Hand gestützt.

Vor ihr stiegen die Bilder einer glücklichen und heiteren Jugend auf; das ganze Leben war ihr wie ein Zaubergarten erschienen, in dem es fortwährend blühte, über dem stets ein blauer Himmel sich wölbte — plötzlich sprang sie erregt auf, zerrissen und vernichtet waren all' diese Bilder und ihr war nichts, nichts geblieben, an dem ihr Herz sich in ungetrübter Freude anklammern konnte. Unwillkürlich richtete sie den Blick nach oben, allein kein Sonnenstrahl leuchtete ihr entgegen, der ganze Himmel schien mit düsteren Wolken verhängt zu sein.

Mit schwankenden Schritten nahm sie den unruhigen Gang durch das Zimmer wieder auf.

Die Thür wurde leise geöffnet und Leupold trat ein. Als die junge Frau ihren Gatten erblickte, blieb sie erschreckt stehen, das Auge ängstlich auf ihn gerichtet.

Der Eingetretene hatte einen flüchtigen, schnellen

Blick durch das Zimmer und über das schlafende Kind gleiten lassen; sein Gesicht blieb ruhig.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Wanda, und ersuche Dich, mir in mein Zimmer zu folgen,“ sprach er, und so leise er sprach, so klang doch ein befehlender Ton aus seiner Stimme.

Die junge Frau rührte sich nicht, unwillkürlich richtete sich jedoch ihr Blick auf das Kind.

„Frieda schläft,“ fuhr Leupold fort. „Ich finde ohnehin Deine Besorgniß um das Kind etwas zu übertrieben; weil es von der ersten Stunde seines Lebens an zu sehr gehütet und verwöhnt ist, hat seine Gesundheit sich nicht kräftigen können. Doch es wäre thöricht, darüber noch mit Dir sprechen zu wollen; es ist etwas Anderes, was ich Dir mitzutheilen habe, deshalb bitte ich Dich, mir zu folgen.“

Er schritt, ohne eine Antwort abzuwarten, auf die Thür zu und verließ das Zimmer. Wanda folgte ihm.

Als sie in Leupolds Zimmer angelangt waren, durchmaß dieser dasselbe einige Male mit hastigen Schritten; er schien zu dem, was er seiner Frau mitteilen wollte, sich erst Ruhe und Fassung erringen zu wollen.

Wanda war erschöpft auf einen Stuhl gesunken. Endlich blieb er vor ihr stehen; seine langgeschlitzten Augen blickten unruhig.

„Du kennst das Testament meiner Tante, der ich mein Vermögen zu verdanken habe,“ sprach er. „Die alte Dame war sehr fromm und hat deshalb in dem Testamente die Bestimmung aufgenommen, daß das erste Kind, welches mir geboren würde, von einem gewissen Alter an in einem Kloster bis zum vollendeten achtzehnten Jahre erzogen werden solle. Wenn ich dieser Bedingung nicht nachkomme, so sollen zwei Drittel des ganzen Vermögens dem Kloster anheimfallen.“

Wanda schwieg auch jetzt noch, nur ein schwerer Seufzer rang sich aus ihrer Brust. Sie kannte diese unglückselige Bestimmung des Testaments seit fast einem Jahre, und die Angst, daß ihr Kind, das Einzige, was sie noch an das Leben fesselte, ihr genommen werden könne, hatte unablässig an ihr gezehrt und ihr bereits unsagbare Schmerzen bereitet.

„Frieda wird in wenigen Tagen vier Jahre alt,“ fuhr Leopold fort; „um der Bestimmung des Testaments nachzukommen, muß ich sie deshalb dem Kloster übergeben.“

Die junge Frau zuckte schmerzlich zusammen; sie vermochte nicht zu fassen, daß der Vater des Kindes dies so ruhig sagen konnte; freilich hatte er das kleine Wesen nie wirklich geliebt, wie er auch sie nicht mehr liebte.

„Du irrst,“ entgegnete sie mit Mühe. „Die

unglückselige Bestimmung des Testaments verlangt dieß erst vom fünften Jahre an.“

„Daß habe ich Dir freilich gesagt, um Dich nicht zu früh zu ängstigen,“ bemerkte Leupold. „Die Bestimmung lautet vom vierten Jahre an.“

Wie vom Blitz getroffen sprang Wanda empor und blickte ihren Mann starr an. Der Gedanke, daß sie sich schon in wenigen Tagen von ihrem Kinde trennen solle, war so entsetzlich, daß sie ihn nicht zu fassen vermochte.

„Nein, nein, ich lasse von meinem Kinde nicht!“ rief sie verzweiflungsvoll und wollte zur Thür eilen, um ihren Liebling zu schützen.

„Bleib hier!“ entgegnete Leupold, und seine Stimme klang erregt. „Was nicht zu umgehen ist, muß geschehen und Du mußt Dich fügen lernen! Frieda ist im Kloster gut aufgehoben, an Pflege wird es ihr nicht fehlen und es wird ihr sogar gut thun, daß sie weniger verwöhnt und verzärtelt wird.“

„Niemand hat das Recht, mir mein Kind zu nehmen!“ rief die junge Mutter.

„Du vergißt, daß auch ich ein Anrecht daran habe,“ antwortete Leupold mit Nachdruck.

„Du hast kein Recht, mir das Kind zu nehmen; Du hast mir die Bestimmung des Testaments nicht mitgeteilt, als ich Dir meine Hand reichte — ich würde es nie gethan haben!“

Der Besitzer der Grabenburg zuckte mit der Achsel.

„Ich hielt es nicht für nötig,“ bemerkte er. „Übrigens stößt dies die Forderung des Testaments in keiner Weise um. Es würde mir lieber sein, wenn meine Tante diese Bestimmung nicht getroffen hätte; da sie es gethan, muß ich mich fügen.“

„Nein, Hartwig, Du mußt es nicht!“ rief Wanda und ihre Worte klangen bittend. „Gieb willig zwei Drittel Deines Vermögens hin, Du behältst genug, um ohne Sorgen leben zu können! Gieb Alles hin, ich will ohne Murren jede Entbehrung ertragen, nur mein Kind gebe ich nicht von mir.“

Sie hatte flehend die Hände zu ihrem Gatten erhoben, er schien dies kaum zu bemerken.

„Ich glaubte kaum, daß Du mir eine solche Thorheit zumuten würdest,“ entgegnete er und um seine Lippen zuckte es kalt und spöttisch.

„Du weißt nicht einmal, ob das Kloster sein Recht je geltend machen wird,“ fuhr die junge Frau fort. „Bis jetzt hat es sich nicht um Frieda's Geburt und Alter bekümmert, Niemand hat darnach gefragt!“

„Gerade dies beweist mir, daß der Abt des Klosters die Bestimmung des Testaments nicht vergessen hat. Ich kenne ihn, er wird darauf rechnen, daß ich der Forderung nicht pünktlich nachkomme,

und dann ist der größte Teil meines Vermögens dem Kloster verfallen. Deshalb hat er mich nie daran erinnert, deshalb sucht er sich den Anschein zu geben, als ob er gar nicht daran denke. Ich kann Dir sogar die bestimmte Versicherung geben, daß er auf meine Unvorsichtigkeit baut und hofft, ich werde die Bestimmung zu umgehen suchen, die sich leider nicht umgehen läßt. Er täuscht sich, denn wo so viel auf dem Spiele steht, bin auch ich nicht unthätig gewesen. Du wirst Dich erinnern, daß der Kandidat Thomas in der letzten Zeit oft bei mir gewesen ist. Ich habe ihn durch Zufall kennen gelernt, und der Charakter dieses Mannes hat mich interessirt; es gewährte mir Unterhaltung, zu erforschen, ob seine Frömmigkeit wirklich auf Überzeugung beruhe, das ist jedoch nicht der Fall; ich bemerkte, daß er alle Kräfte anstregte, um mich dem katholischen Glauben abwendig zu machen und für das lutherische, für Dein Bekenntniß, zu gewinnen; ich wollte an mir selbst erkennen, ob es möglich sei, durch seine fanatischen Bemühungen einen klaren Geist, den ich zu haben mir einbilde, zu verwirren; scheinbar folgte ich seinen Anschauungen. Da verrieth er mir eines Tages, daß er das Testament meiner Tante kennt, und in langer Erzählung, von der ich kein Wort glaubte, theilte er mir mit, in welcher Weise er von den Testament Kenntniß erhalten habe. Er suchte mir nun

auseinanderzusetzen, daß die Bestimmung des Testaments hinfällig werde, sobald ich mit Frieda zur lutherischen Kirche übertrete, und der Wortlaut dieser Bestimmung schien für ihn zu sprechen. Von dieser Minute an schöpfte ich Verdacht gegen ihn, ohne denselben zu zeigen; ich gab mir den Anschein, als ob ich mehr und mehr seinen Ansichten beistimme, obschon ich mir sagte, daß das Gericht nicht nach dem etwas zweideutigen Wortlaute des Testaments, sondern nach dem unverkennbaren Willen meiner Tante sein Urtheil fällen werde. Zu gleicher Zeit stellte ich Nachforschungen an und erfuhr, daß der Kandidat mit dem Abte in Verbindung steht, in dessen Interesse er offenbar handelt; ich erfuhr ferner, daß der Abt sich mit einem sehr tüchtigen Rechtsgelehrten in Verbindung gesetzt hat, und daß dessen Ausspruch lautet, die Bestimmung des Testaments lasse sich nicht umgehen und durch den etwas zweideutigen Wortlaut könne der Wille der Erblasserin nicht geändert werden. Noch heute glaubt der Kandidat, daß er mich zu seinem Glauben bekehren werde, und er ist stolz darauf; auch der Abt wähnt, das Vermögen meiner Tante bereits sicher zu besitzen; ich habe ihn in dem Wahne gelassen, um ihn in der letzten Stunde durch die Enttäuschung um so bitterer zu treffen.“

Wanda schien seinen Worten kaum gefolgt zu sein.

„Frieda ist für mich verloren, wenn sie in einem Kloster erzogen wird,“ sprach sie. „Man wird sie der eigenen Mutter mehr und mehr zu entfremden suchen, und sie ist noch zu jung, um den Einflüssen, welche ihr aufgedrängt werden, widerstehen zu können. Hat sich einmal das Thor des Klosters hinter ihr geschlossen, dann wird sie dasselbe nie wieder verlassen!“

„Und wenn sie es nicht thäte, wäre dies ein Unglück?“ warf Leupold ein. „Wie viel tausend Herzen haben im Kloster ein stilles Glück und innere Befriedigung gefunden! — Sobald sie das achtzehnte Jahr vollendet hat, habe ich wieder einen Anspruch auf sie und ich werde denselben geltend zu machen wissen.“

„Und wenn es nun ihr eigener Wunsch wäre, dann im Kloster zu bleiben?“

„So werde ich denselben nicht berücksichtigen, ich werde sie in das Leben zurückführen, und ich weiß, daß dasselbe soviel Reize und Lockungen besitzt, daß ein so junges Gemüt denselben trotz aller Schärmerei nicht zu widerstehen vermag.“

Wanda saß regungslos da; der Gedanke, daß das Glück, welches sie längst verloren hatte, wieder zu erlangen sei, tauchte in ihr auf; sie blickte zu ihrem Manne empor, der ruhig da stand, weil er

mußte, daß nichts im Stande war, seinen Willen zu verhindern.

„Hartwig, laß uns mit dem Kinde fliehen!“ rief sie. „Die Erde ist groß genug, um uns ein sicheres Versteck zu bieten. Du nimmst Dein Vermögen, von dem Du Dich nicht trennen kannst, mit Dir; Frieda ist noch zu klein, als daß sie je ihre deutsche Heimat entbehren könnte, und ich will mich nicht zurücksehnen; mein ganzes Leben soll meinem Kinde gewidmet sein.“

Ungeduldig warf Leupold den Kopf zurück.

„Ich habe Dir bereits gesagt, daß es unmöglich ist, die Bestimmung des Testaments zu umgehen,“ erwiderte er. „Hätte ich das Vermögen, welches meine Tante mir hinterlassen, in Händen, so würde ich an diesen Ausweg wohl selbst gedacht haben, obschon ich Deutschland nicht gern verlassen würde. Das Vermögen wird jedoch von anderer Hand verwaltet und geht erst dann in mein freies Eigenthum über, wenn jede Bedingung des Testaments erfüllt ist. — Es bleibt bei dem, was ich beschlossen habe; übermorgen werde ich mit Frieda abreisen, um sie selbst im Kloster abzuliefern.“

„Nein, ich lasse mein Kind nicht von mir!“ rief Wanda.

„Du weißt, daß es Mittel giebt, Deinen Willen zu brechen; es würde mir deshalb lieber sein, Du

fügest Dich in ruhiger und vernünftiger Weise in das Unvermeidliche.“

„Habe Mitleid mit mir und dem Kinde, es kann meine Pflege nicht entbehren!“ flehte die junge Frau.

„Genug!“ erwiderte Leopold mit kaltem, schroffen Tone. „Ich glaube, Du kennst mich hinreichend, um zu wissen, daß ich mich durch Bitten am wenigsten beirren lasse, wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe. Ich bereue bereits, daß ich mit Dir früher darüber gesprochen habe, als es nöthig war!“

„Es ist mein Kind!“ rief die unglückliche Mutter.

„Du vergißt, daß mir das Recht zusteht, über Frieda's Geschick zu bestimmen, und ich bin gewöhnt, mein Recht nach eigenem Ermessen auszuüben,“ bemerkte Leopold und verließ das Zimmer.

Einen Augenblick lang blieb Wanda regungslos stehen und blickte dem Fortgegangenen nach. Eine unsagbare Verzweiflung erfaßte sie. Wie thöricht war sie gewesen, daß sie einst an die Liebe dieses Mannes geglaubt hatte, der jetzt nicht einmal Mitleid mit ihr empfand, der sie nicht anders behandelte als eine Sklavin! Der Stolz bäumte sich in ihr auf; war sie denn zu schwach, um ihm mit allen Kräften entgegenzutreten? Was hatte sie noch zu verlieren, wenn ihr das Kind genommen wurde?

Bei dem Gedanken an Frieda stürzte sie aus dem Zimmer und eilte zu ihr, um sie zu schützen.

Das Kind schlief noch immer. Halb ohnmächtig brach sie neben dem kleinen Bette zusammen und gewaltsam stürzten ihre Thränen hervor. Allein und verlassen stand sie da, sie hatte Niemand, an den sie sich anklammern, dem sie zurufen konnte: „schütze, rette mich!“ Alle schienen sich gegen sie verschworen zu haben, selbst ihrer Schwester konnte sie nicht mehr vertrauen.

Den Kopf an das Bett gelehnt, weinte sie heftig, und die Thränen schienen ihr einige Linderung zu bringen; sie erleichterten wenigstens die Last, die auf ihrem Herzen ruhte.

Jenny trat ein. Bestürzt eilte sie zu der Schwester, als sie den leidenschaftlichen Schmerz derselben erblickte.

„Wanda, was ist geschehen?“ rief sie und beugte sich über die Knieende, den Kopf derselben langsam emporrichtend.

Die Gerufene schob die Hand zurück und richtete sich mühsam auf. Ihr Schmerz schien eine andere Richtung anzunehmen. Bis jetzt hatte sie sich der Schwester gegenüber stets beherrscht, wozu sollte sie es länger thun? Was hatte sie noch zu verlieren?

„Du solltest es nicht wissen?“ fragte sie und

ihr Auge ruhte mit bitterem Vorwurfe auf dem jungen Mädchen.

„Was sollte ich wissen?“ entgegnete Jenny.

„Hartwig sollte es Dir nicht längst gesagt haben?“

„Er hat mir nichts gesagt.“

Der Blick des jungen Mädchens war so offen, daß sie unmöglich die Unwahrheit sagen konnte.

Wanda theilte ihr mit, daß das Kind ihr in wenigen Tagen genommen werden solle.

„Unmöglich!“ rief Jenny erschreckt. „Hartwig kann ein solches Opfer nicht verlangen. Bitte ihn, Wanda, er ist Dein Gatte und wird Dir die Bitte nicht abschlagen können! Noch habe ich kein Wort zu Dir darüber gesprochen, allein seitdem ich hier bin, kenne ich Dich nicht mehr, Dein ganzes Wesen ist ein verändertes, Deine frühere Heiterkeit ist geschwunden — Du liebst Hartwig nicht mehr!“

Die junge Frau erfaßte die Lehne eines Stuhles, um sich aufrecht zu erhalten und um das, was so gewaltsam in ihr stürmte, zu beherrschen.

„Du hast Recht, ich liebe ihn nicht mehr, weil sein Herz nicht mehr mir gehört, weil ich mit jedem Tage erkenne, daß ich ein Hinderniß für sein Glück bin!“ sprach sie mit bebender Stimme. „Wenn er mir je gesagt hat, daß er mich liebe, so hat er sich selbst getäuscht oder mich betrogen — Du — Du

weist am besten, wie fremd mir sein Herz geworden ist!"

"Ich soll dies wissen?" wiederholte Jenny. "Hartwig hat kein Wort darüber zu mir gesprochen; ich errathe nur aus seiner inneren Unruhe, daß er leidet, schwer leidet!"

"Ja, er leidet, weil ich an ihn gefesselt bin und weil er Dich liebt — Dich!" rief die junge Frau.

"Wanda!" schrie Jenny bestürzt auf. Sie war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten, das Blut war aus ihren Wangen gewichen und angstvoll blickte sie die Schwester an. Die Worte schienen mit einem Male den Schleier vor ihren Augen zerrissen zu haben, der bis dahin ihren Blick verhüllt hatte.

"Nein, nein, es kann nicht sein — es ist nicht!" fuhr sie fort. "Du kannst nicht glauben, daß ich sein Herz Dir entzogen habe! Allmächtiger Gott! Ich habe nie — nie mit einer anderen Empfindung an ihn gedacht, als ich an den Gatten meiner Schwester denken darf! Wenn er freundlich und aufmerksam gegen mich war, habe ich geglaubt, er sei es nur deshalb, weil ich Deine Schwester bin! Wanda, sieh mir in's Auge! Nie, nie hat mein Herz eine unerlaubte Neigung zu ihm empfunden!"

Sie hatte die Hand der Schwester erfaßt und hielt sie fest.

Langsam, prüfend richtete die junge Frau den Blick auf sie.

„Und er hat Dir nie gesagt, daß er Dich liebe?“ fragte sie.

„Nie, nie! Ich schwöre es bei dem Andenken unserer Eltern, welches uns Beiden gleich heilig ist!“

„Und doch weiß ich, daß er Dich liebt!“ fuhr Wanda fort. „Als er Dich in der Pension besucht hatte und zurückkehrte, war er mit einem Male ein Anderer geworden. Ich liebte ihn damals noch, und die Kälte, mit der er mir entgegentrat, schmerzte mich deshalb doppelt tief. Ich ahnte nicht, daß er Dich liebe, auch dann noch nicht, als er darauf bestand, daß Du die Pension verlassen und hierher kommen solltest; ich erblickte darin nicht mehr als eine Sorge um Dein Geschick, und ich war um so freudiger damit einverstanden, weil ich mich nach Dir sehnte und durch Dich Trost zu finden hoffte. Kaum warst Du indessen angelangt, so erkannte ich, daß er Dich liebte, denn nur Dir galten seine Blicke; ich sah, wie sein Blut schneller floß, wenn Du in seiner Nähe warst. Unsagbar schwere Tage habe ich durchlebt. Hundertmal suchte ich, um mich selbst zu beruhigen, mir einzureden, daß ich mich täusche; Hartwigs Benehmen gab mir nur zu deutlich die Gewißheit, daß ich nicht irrte.“

„Wanda, Du mußt dennoch irren!“ rief Jenny.

„Ich irre nicht!“ fuhr die junge Frau fort. „Wenn ich noch gezweifelt hätte, so sollte ich volle Gewißheit erlangen. Ich fand auf Hartwigs Zimmer ein Gedicht, welches seine Liebe zu Dir in den glühendsten Worten aussprach. Sieh, da wurde mir das Leben zur Last, ich wollte es von mir werfen, denn was hatte ich von ihm noch zu erwarten? In dem Graben dort unten suchte ich Ruhe für meine Verzweiflung — sie sollte mir nicht zu Teil werden.“

„Allmächtiger Gott! Wanda, Du hast Dir das Leben nehmen wollen!“ rief Jenny.

„Ich konnte den Schmerz nicht länger ertragen.“

Jenny umklammerte die Schwester mit leidenschaftlicher Erregung.

„Wanda, Wanda! So ist es doch wahr, was mir an dem Abende eine innere Stimme zurief? Ich wollte und konnte es nicht glauben! Und meinetwegen hast Du den Tod gesucht!“

„Nicht Deinetwegen, Jenny,“ entgegnete die junge Frau, „denn ich konnte nicht an Deine Schuld glauben. Ich fühlte, daß ich Hartwig zur Last geworden war und wollte ihn von derselben befreien. Sieh, hättet Ihr mich an dem Abende in dem Wasser liegen lassen, so wäre mir viel Schmerz erspart. Keine frohe Stunde habe ich seit dem Tage gehabt; Hartwig weiß, daß ich den Tod gesucht

hatte; er muß es wissen, und doch hat sein Mund kein freundliches Wort für mich gehabt; sein Herz kennt ja kein Mitleid. Jetzt will er mir sogar mein Kind nehmen, das Einzige — Einzige, was ich noch mein nenne; er will es opfern, verkaufen für Geld! Ich habe mich bezwungen und zu ihm gefleht, er ist kalt geblieben; ich habe ihn gebeten, mit Frieda zu fliehen, und er weiß, daß ich die größte Not ohne Klage ertragen haben würde — höhrend hat er mir geantwortet. Selbst sein Kind liebt er nicht, sonst würde er es nicht hingeben wollen, um einen Teil seines Vermögens zu retten! Als ich vergebens zu ihm flehte, als er für meinen Schmerz nur ein höhrendes Lächeln hatte, da habe auch ich erkannt, daß ich ihn nicht mehr lieben kann, da regte sich in meiner Brust ein Gefühl des Hasses!”

„Er darf Dir Frieda nicht nehmen!” rief Jenny.
„Was willst Du beginnen, um sie zu retten?”

„Ich weiß es nicht. Meine Gedanken sind durch den wochen- und monatelangen Schmerz wie gelähmt und erstorben; es ist mir, als ob ich nicht mehr denken könne, als ob hier im Kopfe Alles leer geworden sei. Aber einen Entschluß habe ich gefaßt: ich lasse mir mein Kind nicht nehmen, ich werde es mit meinen Armen so fest umflammern, daß man es mir nicht entreißen kann. Wo es bleibt, will auch ich bleiben!”

„Wanda, fliehe mit Frieda!“ rief Jenny.

Die unglückliche Frau blickte sinnend vor sich hin. Der Gedanke der Flucht war auch in ihr bereits aufgetaucht und doch hatte sie ihn wieder fallen lassen.

„Kann ich fliehen?“ erwiderte sie. „Beobachtet er nicht jeden meiner Schritte, hält er mich nicht wie eine Gefangene? Selbst den ungestörten Spaziergang im Parke gestattet er mir nicht mehr; die Thüren, durch welche ich dies unglückselige Haus verlassen könnte, sind verschlossen.“

„Hartwig wird befürchten, daß Du auf's Neue den Versuch machen könntest, Dir das Leben zu nehmen.“

Wanda schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.

„Er befürchtet, daß ich ihm entfliehe und Hilfe suche gegen seine Treulosigkeit! O, wohin bin ich gekommen! Ich begreife jetzt selbst nicht mehr, wie ich diesen Mann je habe lieben können; ich zittere, wenn ich ihn sehe; in seiner Nähe legt sich ein Druck auf mein Herz, als ob es von unsichtbarer Gewalt zusammengepreßt werde! Hält er nicht selbst Dich so viel als möglich von mir fern?“

„Wanda, Du siehst zu schwarz!“ warf Jenny beruhigend ein. „Deine Nerven sind krankhaft überreizt.“

„Was ich sehe, ist so düster, daß meine Phan-

tasie es nicht düsterer malen kann! Er liebt mich nicht mehr, er ist meiner überdrüssig, allein er hat nicht den Mut, mich zu tödten, um mit einem Male die Fessel, welche uns verbindet, zu lösen; er will mich zum Wahnsinn treiben, und ich befürchte, daß dies ihm gelingen wird! Es kommen schon Stunden über mich, in denen ich über meinen Schmerz laut lache, in denen ich Alles, was je mein Herz bewegt hat, für ein Gaukelspiel halte, in denen ich singen könnte, wenn mir nicht die innere Verzweiflung gewaltsam die Lippen zusammenpreßte!"

"Halt ein! halt ein!" rief Jenny, erschreckt die Hand der Schwester erfassend.

"Ich fürchte mich vor dem Wahnsinn und doch weiß ich nicht, ob er mir nicht Erleichterung bringen wird!" fuhr die Unglückliche fort. „Vielleicht bin ich schon wahnsinnig und Hartwig bewacht mich deshalb so streng."

"Nein, nein!" unterbrach sie Jenny; „aber Du bist krank, Wanda, Deine Nerven sind überreizt, Du bedarfst der Ruhe, gönne sie Dir!"

Einen Augenblick lang schien die junge Frau der Mahnung der Schwester folgen zu wollen, dann zuckte sie erregt zusammen.

"Damit mir mein Kind genommen wird, wenn ich ruhe!" rief sie und zog die Hand aus der der Schwester. „Ich fühle, daß meine Kräfte mehr und

mehr ermatten, aber ich weiß auch, daß die Mutterliebe sie auf's Neue beleben werden, ich weiß, daß sie unbesiegbar ist!"

Das schlafende Kind erwachte und streckte der Mutter die kleinen Arme entgegen. Die junge Frau beugte sich über die Erwachte und schloß sie fest an ihre Brust.

„Frieda, ich lasse Dich nicht von mir, nie!“ rief sie leidenschaftlich. „Wenn ich so Dich halte und umfange, dann kann Dich mir Niemand entreißen!“

Sie bedeckte das Gesicht des Kindes mit Küssen.

Jenny verließ das Zimmer. Der erregte Schmerz der Schwester machte sie ängstlich und sie wollte diese Angst nicht zeigen. Sie eilte in den Park, und unter demselben Baum, unter dem Volten sie einst getroffen hatte, warf sie sich auf die Bank und deckte das Gesicht mit beiden Händen zu. Die Worte der Schwester hatten einen Schleier von ihren Augen gezogen und vor dem, was sie jetzt erblickte, zuckte sie erschreckt zurück. Sie selbst erkannte jetzt, daß Leopold sie liebte; seine Blicke und Aufmerksamkeiten, seine innere Unruhe in ihrer Nähe waren ihr mit einem Male klar geworden; sie fühlte sich wie von einer Schuld niedergebeugt, obschon sie unschuldig war.

Harmlos und vertrauensvoll war sie ihrem

Schwager entgegengetreten; da sie keine Eltern mehr besaß, hatte sie ihn als ihren natürlichen Beschützer angesehen. Er hatte für ihre Ausbildung Sorge getragen und sie in eine Pension gegeben; sie hatte sich ihm zu Dank verpflichtet gefühlt, ohne daß eine andere Empfindung je in ihrem Herzen Raum gewonnen. Sein geistiges Übergewicht, die Strenge und Härte seines Blickes, mit der er Alle beherrschte, hatten auch ihr ein Gefühl der Furcht eingeflößt und sie hatte deshalb nicht gewagt, nachzuforschen, obwohl es ihr nicht entgangen war, daß sein Glück und das ihrer Schwester nicht mehr dasselbe war wie einst.

Eine unsagbare Angst erfaßte sie. Sie durfte Wanda jetzt, wo dieselbe so krankhaft erregt war, nicht verlassen, und zugleich fühlte sie, daß sie nicht länger im Hause ihres Schwagers weilen dürfe. Ihrer Schwester und sich selbst war sie schuldig, daß sie die Grabenburg so bald als möglich verließ.

Das Gefühl ihrer Verlassenheit überkam sie mit aller Gewalt. Die wenigen entfernten Verwandten, welche sie besaß, waren fern von hier; sie kannte in der Nähe Niemand, zu dem sie hätte flüchten können, und dennoch durfte sie nicht bleiben. Wenn sie fort war, dann kehrte das Glück ihrer Schwester vielleicht zurück, Leopolds Herz mußte sich ihr wieder zuwenden, denn sie war mild und gut.

Lange Zeit hatte sie so dageessen und vergebens auf einen Ausweg gesonnen; mehr und mehr fühlte sie ihre Verlassenheit und heftig drängten sich endlich ihre Thränen hervor.

Es war Abend geworden; sie hatte es nicht bemerkt; ihr Auge sah auch jetzt das Dämmerlicht noch nicht. Plötzlich stand eine Gestalt vor ihr; es war ihr Schwager. Erschreckt sprang sie empor. Sie hatte ihn nicht kommen hören und es war ihr fast, als ob er aus der Erde vor ihr aufgestiegen wäre. Trotz des Dämmerlichtes sah sie das Leuchten seiner Augen und nie zuvor schienen dieselben so glühend auf ihr geruht zu haben.

Sie wollte forteilen, allein er erfaßte ihre Hand und hielt sie fest; sie erkannte jetzt selbst, daß ihre Schwester sich nicht getäuscht hatte.

„Bleib!“ sprach er und seine Stimme klang erregt. „Ich habe Dich im ganzen Parke gesucht und es ist mir lieb, daß ich Dich endlich gefunden habe.“

Vergebens suchte sie ihre Hand seiner Rechten zu entziehen; eine namenlose Angst erfaßte sie. Sie dachte daran, wenn ihre Schwester jetzt der Zufall herbeiführte, wenn in dem Dämmerlichte des Abends sie Hand in Hand erblickte! Mußte ihr Verdacht dann nicht neue Nahrung gewinnen?

Sie hatte noch nicht gewußt, wie sie ihrem

Schwager sagen solle, daß sie ihn verlassen werde; die Angst gab ihr jetzt den Mut dazu.

„Ja, es ist gut, daß ich Dich hier allein treffe,“ sprach sie, alle Kräfte zusammenrassend, „ich wollte Dir sagen, daß ich Dein Haus verlassen werde.“

Sie fühlte, wie Leopold bei diesen Worten zusammenzuckte.

„Du willst uns verlassen? Weshalb? Weshalb?“ rief er.

Jenny schwieg; sie konnte ihm auf diese Frage nicht antworten.

„Wohin willst Du?“ fuhr er fragend fort.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Jenny.

„Du weißt es nicht und dennoch willst Du fort! Ist Dir Jemand hier zu nahe getreten?“

„Nein, nein,“ entgegnete das Mädchen und wandte das Gesicht ab, weil die Augen ihres Schwagers sich ihr immer mehr zu nähern schienen.

„Dann errathe ich, wer Dich forttreibt, Jenny!“ rief Leopold. „Wanda hat mit Dir gesprochen, sie hat das Verlangen an dich gestellt, daß Du uns verlassen sollst.“

„Nein, es ist mein eigener und freier Entschluß,“ unterbrach ihn Jenny.

„Ich glaube Dir nicht. Wanda hat Dir gesagt, daß ich Dich liebe; ihre Eifersucht will Dich nicht mehr in meiner Nähe dulden; sie hofft dadurch wie-

der zu gewinnen, was sie in Wirklichkeit nie besessen hat!"

„Ich bitte Dich, sei ruhig!“ fiel Jenny ein.

„Nein, Jenny, sie hat die Wahrheit gesprochen, ich liebe Dich und zwar mit einer Leidenschaft, deren Heftigkeit ich früher nie gekannt habe! Ich habe gezögert, es Dir zu sagen; ich wollte erst Gewißheit haben, ob auch Dein Herz für mich schlage; länger darf ich es Dir nicht verbergen, denn Du mußt wissen, was mich glücklich oder unglücklich macht!“

„Ich bitte Dich, schweig; ich darf diese Worte nicht hören!“ flehte das zitternde Mädchen. „Wanda gehört Dein Herz und Deine Liebe; Du darfst die Fesseln, welche Euch verknüpfen, nicht zerreißen; Du wirst ihr Glück für immer vernichten und ihr Herz brechen!“

„Giebt es noch eine Fessel, die mich an sie fettet, da mein Herz ihr nicht gehört?“ fuhr Leopold fort. „Ich habe geglaubt, sie zu lieben, allein ich habe mich getäuscht, denn nur Dich liebe ich, nur Dich. Frage mich nicht, wie es gekommen ist, denn ich weiß es selbst nicht. Ich weiß nicht, ob mein Herz oder mein Auge sich getäuscht hat, als ich Wanda einst meine Liebe gestand; es ist mir wie ein Traum, den ich nicht mehr fassen kann, nun ich erwacht bin. Ich möchte ihn abstreifen, es geht nicht; ich habe mich selbst gefragt, wie ich so verblendet

sein konnte, und ich kann mir auf diese Frage keine Antwort geben. Du weißt nicht, was Liebe ist, weil Dein Herz nie geliebt hat. Es mag ja sein, daß ich Wanda geliebt habe, aber jetzt liebe ich sie nicht mehr; ich hasse sie, weil sie meinem Glück im Wege steht. Deine Liebe will ich erringen und müßte ich ihr Alles — Alles zum Opfer bringen!"

"Du wirst sie nie erringen!" entgegnete Jenny, sich zusammenraffend. "Es schmerzt mich, daß ich Wanda verlassen muß und doch darf ich nicht hier bleiben. Ich war glücklich, als ich hierher kam; Du treibst mich fort!"

Leupolds Augen zuckten; eine unruhige Glut leuchtete aus ihnen.

"Und glaubst Du, daß ich Dich fortlassen werde?" rief er mit gedämpfter Stimme. "Ich werde Dich hier behalten und müßte ich die Grabenburg in ein Gefängniß verwandeln."

"Du hast kein Recht, mich zu zwingen, und ich werde mich nicht zwingen lassen! Das Gesetz muß mich schützen und ich werde die Hilfe desselben anrufen, wenn Du mir mit Gewalt entgegentrittst!"

"Wage es!" rief Leupold. "Ich fürchte das Gesetz nicht und würde der Gewalt mit Gewalt entgentreten! Jenny, Du kennst mich noch nicht, Du weißt nicht, wohin eine glühende Leidenschaft zu führen vermag. Ich fühle, daß sie mich ver-

zehrt, und ich werde hundertmal lieber mein Leben wagen, als langsam zu Grunde gehen! Wenn Du mich verläßt, so werde ich Dir folgen, wohin es auch sei; ich weiche nicht von Dir; ich werde Dir hartnäckiger folgen wie Dein Schatten! Du sollst und mußt mein werden, denn ich kenne jetzt nur diesen einen Wunsch, dies eine Verlangen!"

Er wollte das erschrockene Mädchen umfassen; sie stieß ihn zurück.

„Berühre mich nicht, sonst werde ich laut um Hilfe rufen!" rief sie.

„Wie? glaubst Du, daß Jemand Deinem Rufe folgen würde?" fragte Leopold höhniisch. „Wanda hat Dich überredet, uns zu verlassen; sie hofft, daß mein Herz sich ihr dann wieder zuwenden werde — um Deine Schwester zu schonen, bleibe hier! Ich schwöre Dir, daß Derjenige, der Dich fortgetrieben, keine frohe Stunde mehr erleben soll! Du bildest Dir vielleicht ein, ich werde vergeben und vergessen — beides kenne ich nicht und will es auch nie kennen lernen! Du hast gesagt, Du werdest mich nie lieben, gut, dann soll aber Dein Herz nie einem Anderen gehören! Ehe ich dies ertrüge, lieber würde ich ihn und Dich und mich selbst tödten! Nun entscheide!"

Jenny bebte vor seiner Leidenschaftlichkeit zurück, sie fürchtete sich vor ihm; er erschien ihr in diesem

Augenblick sogar abschreckend. Sie wandte das Gesicht ab und versuchte aufs Neue fortzueilen.

Wieder erfaßte er ihre Hand und hielt sie fest.

„Bleibe noch,“ fuhr er fort und seine Stimme wurde immer leiser; seine Brust schien nur mit Anstrengung zu atmen. „Ich habe Dir gezeigt, wohin die Leidenschaft mich führen kann; rege die Wildheit meines Blutes nicht auf, denn wenn es gährt, kennt es sich selbst nicht mehr; in Deiner Hand liegt es, es zu mildern und zu beruhigen. Sage mir, daß Du mein werden willst und kein Mensch wird sich Dir williger fügen als ich; ich will Dein Sklave werden, jeder Deiner Wünsche soll mir ein Befehl sein! Du wendest Dein Gesicht ab, ich erscheine in Deinen Augen vielleicht als ein Schuldiger, weil ich Deine Schwester nicht mehr liebe. Ist dies meine Schuld? Läßt das ~~Herz~~ sich gebieten? Kann mich ein Vorwurf treffen, weil die Natur in meine Adern ein heißes und unbezähmbares Blut gegossen hat? Dann verdamme das Raubthier, weil es sich von dem Leben anderer Thiere nährt; verdamme die Eiche, weil sie ihre Zweige so weit ausdehnt, daß sie anderen Pflanzen dadurch Luft und Sonnenschein nimmt!“

Jenny hatte seine Worte kaum gehört; die unsagbare Angst, von der sie erfaßt war, vermochte

sie nicht länger zu beherrschen und ihre Hand gewaltsam losreißend eilte sie fliehend fort.

Leupold wollte ihr nachstürzen, um sie mit Gewalt zurückzuhalten; er befand sich in einer Aufregung, in der er vor keinem Schritte zurückgeschreckt wäre; in der Dunkelheit des Abends stolperte er über eine Baumwurzel, und als er sich wieder emporraffte, hatte die Fliehende bereits einen Vorsprung gewonnen.

Dennoch hoffte er sie noch zu erreichen, allein vor ihm gewann Jenny das Haus, eilte in ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

Er befand sich in einer Aufregung, in der er sich selbst nicht mehr kannte. Einen Augenblick stand er zögernd still, unschlüssig, was er thun solle. Der Widerstand des Mädchens erbitterte ihn; konnte er ihn nicht gewaltsam brechen, stand es nicht in seiner Macht, das Haus zu verschließen und sie am Verlassen desselben zu hindern? Die wilde Kraft in ihm hatte Lust, es mit Allem, was sich ihm entgegenstellte, aufzunehmen, dem Rechte und Gesetze zu trozen! Der Gedanke, daß er dadurch sein Ziel am wenigsten erreichen werde, trieb ihn zur Beherrschung.

Um in den Park zurückzukehren und sein heißes Blut zu beruhigen, schritt er an dem parterre gelegenen Zimmer seines Dieners vorüber; ein heller

Lichtstrahl fiel durch das Fenster auf sein Gesicht, und wer dasselbe in diesem Augenblick gesehen hätte, würde erschreckt zurückgefahren sein. Seine Wangen waren noch bleicher als gewöhnlich, seine Augen schienen halb aus dem Kopfe gedrängt zu sein und die Lippen waren fest auf einander gepreßt.

Schnell schritt er im Parke dahin — wohin war ihm gleichgiltig; er atmete rasch und tief, denn seine Brust schien zu eng zu sein für den Sturm in ihr; seine Hände ballten sich drohend und sein Auge suchte die Dunkelheit zu durchdringen, als ob er sich nach einem Gegenstande sehne, an dem er seiner Erbitterung Luft schaffen könne.

Seine Gedanken beschäftigten sich nur mit einem Gegenstande: Jenny hatte gesagt, daß sie ihn verlassen wolle; sie durfte und sollte dies nicht zur Ausführung bringen. Nun sie mußte, daß er sie liebte, nun er es ihr selbst gestanden hatte, war es ihm zur Unmöglichkeit geworden, seine Leidenschaft zu beherrschen. Wanda hatte es ihr gesagt; sie hatte die Schwester zu dem Entschlusse, fortzugehen, getrieben; er zitterte, als er an die unglückliche Frau dachte. Ohne Zögern würde er sie erdrosselt haben, um die Fessel, welche ihn an sie knüpfte, zu lösen, um frei zu werden, wenn nicht ein Gefühl von Feigheit ihn zurückgehalten hätte. Er sagte sich auch,

daß Jenny nie die seine werden könne, wenn er ihrer Schwester das Leben genommen habe.

Er dachte an die unglückliche Frau, er sah sie in dumpfer Verzweiflung neben dem Bette ihres Kindes sitzen, daß sie in wenigen Tagen hergeben mußte, und in wilder, dämonischer Freude zuckte es in ihm auf, weil er sie leidend mußte.

Wenn sie diesem Schmerze erlag, dann war er frei, dann stand ihm kein Hinderniß, Jenny zu erringen, mehr entgegen. Seine wild erregte Phantasie flammerte sich an diesen Gedanken fest und ließ die Bilder des Glückes, welches er durch Jenny zu finden hoffte, vor sich aufsteigen.

Weiter und weiter eilte er in dem Parke. Er hatte nicht auf die düsteren Wolken geachtet, welche schon seit Stunden sich am Horizonte aufgetürmt hatten und näher und näher angerückt waren. In der Ferne leuchtete es auf und schwaches Donnern drang in sein Ohr; er hörte es kaum.

Immer näher rückte das Gewitter heran. Die Stille der Luft, welche bis dahin geherrscht hatte, wurde mit einem Stoße durch den Wind gebrochen, der durch die Wipfel der Bäume hinfuhr; er war der Vorbote des Gewitters und des losbrechenden Sturmes. Immer heftiger wurde der Kampf in der Natur, der Sturm heulte, die Blitze fuhren nieder und beleuchteten die Bäume und Rasenplätze des

Parkeß für flüchtige Augenblicke mit hellem, bleichen Lichte; Donnerschläge machten die Luft erzittern und bald ergoß sich der Regen in heftigen Strömen.

Leupold fühlte sich etwas erleichtert; es war als ob der Sturm in den Wolken den in seinem Innern milderte, der Wind trieb die Regentropfen auf seine heiße Stirne, die Kühlung that ihm wohl. Was kümmerte es ihn, ob seine Kleidung durchnäßt wurde, sein Körper war gegen all solche Einflüsse abgehärtet. Die Heftigkeit des Gewitters fachte sogar eine wilde Lust in ihm an. Der verwegene Wunsch stieg in ihm auf, daß auch er die Kraft besitzen möge, Blitze zu schleudern und mit der Macht des Sturmes die Wipfel der Bäume zu brechen.

Ohne daß es seine Absicht gewesen war, langte er auf dem Platze, wo er Jenny getroffen hatte, an; der Blitz beleuchtete die Bank, auf der sie gesessen, und vor ihm stieg des Mädchens liebliches Bild auf. Er ließ sich auf der Bank nieder und trotz des Sturmes verloren seine Gedanken sich in Traumbildern.

Verlag von Wilhelm Friedrich, R. N. Hofbuchhändler
in Leipzig.

Hermann Heiberg

Gesammelte Schriften.

12 Bände. — Preis fein broch. M. 36,—, eleg. gebunden M. 48,—.
Gleichmäßige, vornehme Ausstattung.

Inhalt:

- I. Band. **Ernsthafte Geschichten.** (Einzelausg. br. 6 M.)
- II. Band. **Ausgetobt.** (Einzelausgabe br. 6 M.)
- III. Band. **Die goldene Schlange.** (Einzelausg. br. 6 M.)
- IV. Band. **Novellen.** (Einzelausgabe br. 4 M.)
- V. Band. **Novellen.** Neue Folge. (Einzelausg. br. 4 M.)
- VI. Band. **Apotheker Heinrich.** (Einzelausg. br. 6 M.)
- VII. Band. **Eithers Ehe.** (Einzelausgabe br. 6 M.)
- VIII. Band. **Eine vornehme Frau.** (Einzelausg. br. 6 M.)
- IX. Band. **Aus den Papieren der Herzogin v. Seeland.**
(Einzelausgabe br. 3 M.)
- X. Band. **Ein Weib.** (Einzelausgabe br. 6 M.)
- XI. Band. | **Der Januskopf.** 2 Bde. (Einzelausg. br. 10 M.)
- XII. Band. |

 Diese billige Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ wird nur complet abgegeben, während einzelne Bände der Hermann Heiberg'schen Schriften zu den beigefügten Einzelpreisen zu beziehen sind.

Von Hermann Heiberg erschien ferner:

Menschen unter einander.

Roman aus der Gegenwart.

Preis broch. M. 6.—, eleg. gebdn. M. 7.—.

Kays Töchter.

Roman. Fortsetzung von „Menschen untereinander“.

Preis broch. M. 6.—, eleg. gebdn. M. 7.—.

„Liebeswerben“

und andere Geschichten.

Preis broch. M. 5.—, eleg. gebdn. M. 6.—.

 Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. 

Friedrich, Friedrich,

Nach Glück Roman

Bd.: 1

1889

P.o.germ. 399 rc-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11669430-1